Band 933 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

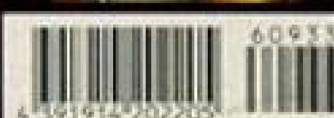
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Horror-Mühle

Band 933 • DM 2,20

Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Die Horror-Mühle

John Sinclair Nr. 933

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 21.05.1996

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Horror-Mühle

Der Tod war in die kleine Stadt auf der Schwäbischen Alb gekommen, und niemand hatte ihn bemerkt. Es gab auch wohl keinen Menschen, der an diesem wunderschönen Herbsttag auch nur einen Gedanken an das Sterben verschwendete, im Gegenteil, denn der warme Schein der Sonne ließ die Laune der Menschen steigen und ihre Herzen höher schlagen. Und doch war er da. Der Tod hatte auch einen Namen. Er nannte sich nicht Sensenmann oder Knöcherner, er hieß schlicht und einfach Alfons Buzea, war vor einigen Tagen nach acht Jahren aus dem Zuchthaus entlassen worden und wollte nun dort weitermachen, wo er vor seiner Verhaftung aufgehört hatte. Er ließ sich Zeit und genoß ebenfalls die Strahlen der Sonne. Er war zu Fuß in die Stadt gekommen und hatte bewußt »sein« Haus, die ehemalige Mühle, nicht beachtet, aber er wußte, daß sie in der nahen Zukunft noch eine große Rolle spielen würde…

Die Kleinstadt wirkte so, als hätte sie sich extra für ihn herausgeputzt.

Das Licht der Sonne spiegelte sich in den blanken Fensterscheiben.

Blumen schmückten die Fensterbänke, als sollte die Fassade des alten Rathauses für Postkartenaufnahmen herausgeputzt werden.

Vor dem Rathaus war Markt abgehalten worden. Die Händler waren bereits dabei, die Stände abzubauen und ihr Obst in die Kisten zu verpacken. Alfons Buzea betrat den Markt trotzdem, denn er spürte plötzlich einen schon wilden Hunger.

Der Duft von Gebratenem lockte ihn. Er fand den Imbißstand neben einem Wagen, wo der Kunde Molkereiprodukte kaufen konnte, und stellte mit Befriedigung fest, daß die Leute vom Grill noch nicht zusammenpackten. Es standen noch einige Kunden vor dem Stand und ließen sich ihre Würste schmecken.

Zwei Bratwürste lagen noch auf dem Grill. Beide sahen nicht mehr besonders appetitlich aus.

»He«, sagte Buzea und deutete mit dem Finger auf die beiden letzten Würstchen. »Kann ich noch eines bekommen?«

»Ja.«

»Wieviel kostet es?«

Die rundliche Verkäuferin im weißen Kittel blies sich eine blonde Haarsträhne aus der Stirn. »Ich verkaufe Ihnen die Wurst zum halben Preis.«

»Dann nehme ich beide.«

»Gut. Auch Senf?«

»Gern.«

Die Verkäuferin legte beide Würste auf das Tablett. Zwischen ihnen bildete der Senf einen gelben Fleck, und als Buzea das Geld abgezählt hingelegte und die Würstchen entgegennahm, sagte er:

»Ich habe gehört, daß hier ein Jahrmarkt stattfindet. Stimmt das?«

»Sicher. Haben Sie ihn denn nicht gesehen?«

»Nein, ich kam wohl von der anderen Seite.«

»Er hat bereits geöffnet.«

»Wunderbar - danke.« Er lächelte breit und drehte sich rasch um, damit die Frau den eisigen Ausdruck in seinen Augen nicht sah. Sie hätte seinen Plan vielleicht erahnt.

Alfons Buzea aß die beiden Würstchen mit großem Appetit. Auch der Senf schmeckte ihm, doch auf das Brot verzichtete er. Der Mann schlang das Essen hinunter. Fett tropfte an seinen Lippen entlang und rann über das Kinn. Er hatte sich in den Schatten zwischen die beiden Stände gestellt, denn er wollte nicht unbedingt beobachtet werden.

Aber er selbst blickte in die Runde.

Dabei hielt er nach bestimmten Personen Ausschau, die für seine Heiligen aus der Schattenwelt wichtig waren. Männer und Frauen ließ

er passieren, auch ältere Jugendliche interessierten ihn nicht. Ihm kam es einzig und allein auf die Kinder an, denn nur sie konnten die »Heiligen« zufriedenstellen.

Zwei Mädchen sah er. Sein Herz schlug schneller. Die Augen kriegten einen bösen Glanz. Er sah ihre Fröhlichkeit. Er merkte, wie sehr sie sich freuten, sie gingen tanzend und hüpfend weiter und sprachen davon, wegen der Kirmes schulfrei zu haben.

Als hätten die beiden etwas gespürt, blieben sie auf gleicher Höhe mit Buzea stehen und drehten die Köpfe nach links.

Sie sahen ihn.

Er sah sie, und er starrte sie mit Blicken an, die den Kindern Furcht einjagten.

Die Mädchen spürten dies genau. Sie wurden zuerst rot, dann blaß, und plötzlich rannten sie weg, als wären kreischende Furien hinter ihnen her.

Buzea aber lachte nur leise. Noch konnten sie wegrennen, bald aber war es vorbei. Seine fettig gewordenen Hände wischte er an der Hose ab und machte sich auf den Weg. Frohen Mutes, denn er brauchte sich nur umzuschauen, das ließ seine Laune steigen. Zahlreiche Kinder waren unterwegs - es war Schulschluß - und sie gingen mit ihm alle in eine Richtung.

Manche kamen in ihrer naiven Unbefangenheit sogar ziemlich nahe an ihn heran. Da zuckte es ihm jedesmal in den Fingern. Da drängte sich der Wunsch in ihm hoch, die Hände um den Hals des einen oder anderen Kinder zu legen und zuzudrücken.

Er mußte den Ort durchqueren, um den Kirmesplatz zu erreichen. Es gab hier nichts, was gestört hätte. Jedes Haus wirkte wie geputzt, selbst in den Seitenstraßen suchte man vergeblich nach irgendwelchem Schmutz oder Abfall.

Er war zufrieden.

Der Rummel war zu hören, bevor er ihn sah. Musik, lautes Hupen und Träten, die mikrophonverstärkten Stimmen der Ansager, all dies vermischte sich zu einer typischen Kulisse.

Wiederum beglückwünschte er sich dazu, daß ihn das gutgemeinte Schicksal genau in diesem Ort zu diesem Rummel geführt hatte, der bereits am Mittag für das Publikum geöffnet worden war. Da zollte man eben dem herrlichen Wetter Tribut. Zudem war Kindertag, wie er auf einem quer über die Straße gespannten Tuch lesen konnte, denn die kleinen Gäste zahlten nur die Hälfte des normalen Preises.

Er betrat noch ein Geschäft und kaufte dort zwei Päckchen Zigaretten.

Geld hatte er noch genug. Und wenn er irgendwann kein Geld mehr hatte, würde er sich schon welches besorgen. Auf seine Weise!

Sehr zufrieden war Alfons Buzea, als er genau sieben Minuten nach

Verlassen des Geschäfts den Rummel erreicht hatte, an dessen Rand stehenblieb und zunächst die Lage sondierte.

Ein Riesenrad überragte die übrigen Stände und die Achterbahn. Losbuden, Karussels, Auto-Scooter und ein dem Rummel angeschlossener Flohmarkt sorgten für eine Volksfeststimmung, von der sich auch Erwachsene angesprochen fühlten. Da waren Bierzelte vertreten, Eisbuden, Bäckereien und vieles andere mehr.

Der Tod schlenderte durch die künstlichen Gassen. Er ging wie ein normaler Besucher, er fiel nicht mal auf, aber seine Augen befanden sich in ständiger Bewegung, denn sie waren auf der Suche nach den entsprechenden Opfern.

Kinder…

Er mußte sie haben.

Seine »Heiligen« gierten danach, und er merkte, wie ihn die Sucht überkam.

Aus dem Päckchen schüttelte er eine Zigarette, zündete sie an und rauchte hastig einige Züge. Er paffte die Wolken dabei aus und zwang sich selbst zur Ruhe.

Jetzt nur nicht durchdrehen, sondern die Ruhe bewahren und seinen Weg gehen.

Eine große Losbude zog seine Aufmerksamkeit an. Sogar Fernseher konnte man gewinnen, aber auch Puppen und große Tiere: Dinos, Katzen, Bären und Hunde.

Der Tod passierte einen Eisverkäufer und sah vor sich eines der größten Fahrgeschäfte neben der Achterbahn. Es war der Auto-Scooter.

Sofort ging auf seinem Gesicht die »Sonne« auf. Hier würde er fündig werden, denn er wußte, daß gerade Kinder von einer derartigen Attraktion immer wieder angezogen wurden.

Gemächlich schlenderte er näher. Zwar standen viele Zuschauer - vor allen Dingen jüngere - auf den erhöht liegenden Rändern der Fahrflache, aber es gab noch genügend Lücken, in die er sich hineinquetschen konnte. Er suchte sich einen guten Platz in der Mitte aus, wo er zunächst einmal stehenblieb.

Buzea wollte sich einen Überblick verschaffen, die Lage sondieren, um dann zupacken zu können. Alles mußte perfekt laufen, denn er durfte kein Aufsehen erregen.

Der Mörder machte es sich bequem und stützte sich mit der rechten Schulter an einem Pfeiler ab. Da er seinen Standort so ziemlich in der Mitte gefunden hatte, war der Überblick zu den Seiten hin gleich, wobei an der linken mehr Betrieb herrschte, denn an der schmaleren des Vierecks befand sich die Kasse. Vor ihr hatte sich eine Schlange aus Kindern und Jugendlichen gebildet, die ihre Chips kaufen wollten. Sie mußten sie dann, wenn sie in den Wagen saßen, in einen Schlitz

stecken, Um losfahren zu können.

An den Lärm gewöhnte man sich als Erwachsener nur schwerlich. Die Melodie eines alten Stone-Hits dröhnte über das Viereck hinweg. Diese Musik machte aggressiv, und so fuhren die Jugendlichen auf dem Auto-Scooter auch.

An den Rändern warteten andere auf das Signalhorn, das das Ende einer Fahrt einläutete. Nur mehr zwei Wagen waren nicht in Betrieb.

Schon an diesem frühen Nachmittag liefen die Geschäfte wirklich gut.

Buzea schaute auf die Fahrer. Seine Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Er suchte sich schon jetzt seine Opfer aus. Die Blicke glitten über die jungen Gesichter hinweg, sie forschten nach, und er überlegte, wen er sich aus der Masse herauspicken konnte.

Es waren viele, zu viele.

Alfons spürte, daß er damit nicht zurechtkam. Eine mittelschwere Nervosität überfiel ihn. Er klammerte sich an seinem Pfosten fest. Dieses Gedränge, diese Hektik, auch die Lautstärke war er nicht mehr gewohnt.

Im Knast hatte er sich immer zurückgezogen und die Stille genossen.

Hier war das glatte Gegenteil eingetreten.

Er fing an zu schwitzen. Die Musik und das Schreien fielen ihm auf die Nerven. Er wäre am liebsten geflüchtet oder hätte die Musikanlage zerstört, aber er wußte auch, daß er sich zusammenreißen und bleiben mußte. Auf keinen Fall nachgeben. Durchstehen lautete die Devise, wobei ihm die reine Fahrzeit der Wagen schon lange vorkam und er schließlich aufatmete, als die Sirene mit ihrem unüberhörbaren Klang das Ende einer Fahrt ankündigte.

Endlich. Buzea atmete auf. Die Wagen fuhren noch ein Stück weiter, dann standen sie.

Nicht alle Fahrer verließen ihre Autos. Viele hatten sich gleich zwei oder drei Chips gekauft, um möglichst lange in den kleinen Fahrzeugen hocken zu können.

Andere liefen wieder zur Kasse, um sich neue zu kaufen. Ein dunkelhaariger Junge prallte gegen ihn und hätte ihn beinahe nach hinten gedrückt. Bevor Buzea etwas sagen konnte, war der Junge verschwunden. Hektik herrschte auf der Fahrfläche. Diejenigen, die es nicht geschafft hatten, einen Wagen zu besteigen, zogen sich enttäuscht zurück, als die Sirene eine neue Tour einläutete.

Buzea hatte beschlossen, sich nicht mehr aus der Ruhe bringen zu lassen. Er wollte alles erst einmal in Ruhe abwarten. Opfer gab es schließlich genug.

Neben sich, aber hinter dem Pfeiler, kletterten ein Junge und ein Mädchen auf den breiten Rand. Da er sie gern sehen wollte, schaute Buzea um die Stütze herum.

Plötzlich schlug sein Herz schneller. Die Augen leuchteten. Er merkte, wie der Schweißausbruch zum Strom wurde, denn die beiden, die da standen, waren für ihn ideal. Er selbst stellte sich jetzt vor den Pfeiler und spitzte die Ohren. Er wollte herausfinden, über was sich die beiden unterhielten.

Sie sahen aus wie Geschwister. Das gleiche Haar, die gleiche Nasenform, der gleiche Schwung der Lippen. Sehr nette Kinder mit blonden Haaren, die das Mädchen zu einem Pferdeschwanz im Nacken zusammengebunden hatte. Sie waren sommerlich gekleidet. Jeans, Hemden, das Mädchen trug noch eine rote Weste ohne Knöpfe.

Ideal für ihn. Das Blut schoß Buzea in den Kopf. Er hoffte nur, daß es niemand bemerkte, wie nervös er war. Er leckte über seine Lippen, die Augen brannten plötzlich, seine Wangen zuckten, und er hoffte, daß er nicht errötete.

Er wollte zuhören, was sich die beiden erzählten. Irgend etwas würde er mitbekommen. Vielleicht konnte er ihre Pläne erfahren, wie der Tag bei ihnen ablaufen würde. Danach konnte er dann seine Aktivitäten ausrichten.

Die Wagen fuhren wieder. Die Musik dröhnte über die Fläche hinweg.

Die Stimmen, das Schreien und Lachen, all das kam zusammen, aber Buzea schaffte es jetzt, diese Geräusche zurückzudrängen. Sie störten ihn nicht mehr so.

Wichtiger waren die Kinder.

Er horchte. Er schielte zu ihnen hinüber. Sie kümmerten sich nicht um ihn, sie schauten den anderen zu, wie diese fuhren, aber ihre Gesichter zeigten einen Ausdruck, der Buzea schon seltsam vorkam. Keine Freude, keinen Spaß, eher sahen sie traurig aus, wie zwei Schüler, die unter schlechten Zensuren litten. Der Junge hatte die Hand des Mädchens umfaßt und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Die Kleine hob daraufhin nur die Schultern.

Noch immer sah Buzea die beiden als ideal an. Bisher hatte er sie in Ruhe gelassen, aber die Zeit war vorbei. Er sprach sie an. Sie hörten ihn zwar, schauten auch zu ihm hoch, aber sie hoben nur die Schultern, weil sie ihn nicht verstanden hatten.

Buzea unternahm einen zweiten Versuch. »Warum fahrt ihr denn nicht?« rief er ihnen zu.

»Kein Geld!« sagte der Junge.

»Ehrlich?«

Er nickte.

»Und du hast auch kein Geld?« Er fragte jetzt das Mädchen.

»Nein, genau wie mein Bruder.«

»Ah, ihr seid Geschwister. Das habe ich mir gedacht. Wohnt ihr denn hier im Ort?«

Beide nickten.
»Und wie heißt ihr?« Er hatte die Frage bewußt gestellt, denn er kannte sich aus. Wenn sie ihm jetzt antworteten und nicht weggingen, hatten sie Vertrauen zu ihm.
»Silvia«, sagte das Mädchen.
»Ich bin Jens.«
»Die Namen gefallen mir.«
Der Junge hob die Schultern. Wie auch seine Schwester schaute er wieder den anderen Kindern zu, die in den Autos saßen, winkte hin und wieder einem Bekannten oder Freund, was Alfons nicht gefiel, denn so wurde auch er mit den beiden gesehen, aber es ließ sich nicht ändern.
Er hatte sich die beiden einmal ausgesucht, und dabei blieb es.
»Kommen denn eure Eltern, um euch etwas Geld hier für den Rummel zu geben?«
»Nie!« rief Silvia.
»Das ist aber schade.« Alfons griff in die rechte Hosentasche. Zwischen seinen Fingern fühlte er den Geldschein. Er zog den Zehner langsam hervor und hielt ihn dem Jungen vor die Augen. »Na? Ist das was, mein Lieber?«
Jens bekam große Augen. »Zehn Mark!« staunte er.
»Die sind für dich und deine Schwester.«
Der Junge schaute Silvia an und wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte.
Silvia war flotter. »Warum wollen Sie uns das Geld geben?«
»Weil ich traurig bin, daß ihr hier herumsteht und den anderen zuschauen müßt, wie sie fahren. Geht zur Kasse, kauft euch Chips, und dann fahrt los.«
Noch waren sie unsicher. Aber Silvia, forscher, stieß ihren Bruder an.
»Los, mach schon!«
Da griff Jens zu.
Alfons Buzea lächelte. »Dann viel Spaß«, sagte er. »Los, an der Kasse ist nicht mehr so viel Betrieb. Das reicht für zehn Fahrten, denke ich.«
»Klar!«
Beide waren plötzlich weg. Silvia drehte sich noch einmal um und bedankte sich.
Alfons Buzea lächelte. »Ich habe zu danken«, flüsterte er. »Die Heiligen werden sich freuen, ganz bestimmt werden sie sich freuen.« Er kicherte.
Dann verließ er seinen Platz. Er hoffte, daß die beiden den anderen nicht unbedingt auffallen.
Deshalb zog er sich auch von seinem Platz zurück. Zehn Fahrten würden eine Weile dauern. Er wollte später noch einmal zu dem Platz zurückkehren und nach den Kindern schauen. Nicht mit ihnen

sprechen.

Es war besser, wenn er sie im Auge behielt und bei einer günstigen Gelegenheit rein zufällig noch mal auftauchte.

Er ging zu einem Bierstand, weil er nach den genossenen Würsten Durst bekommen hatte. Dort bestellte er sich einen halben Liter und nahm einen kräftigen Schluck. Außer ihm hielten sich nur zwei Erwachsene am Stand auf. Ältere Männer, die in ein Gespräch vertieft waren.

Buzea war zufrieden. Er sah wieder einen Weg vor sich, den er gehen konnte. Nach jedem Schluck verzogen sich seine Lippen zu einem breiten Lächeln. Es lief alles so, wie er es sich vorgestellt hatte. Wenn er die Kinder zum zweitenmal traf, würde er direkt sein Ziel ansteuern. Da weitermachen, wo er vor langer Zeit aufgehört hatte. Immer wieder hatte er in seiner Zelle darüber nachgedacht. Die »Heiligen« würden sich freuen, sie würden mit ihm zufrieden sein, sogar sehr zufrieden.

Mit dieser Gewißheit leerte er sein Glas und stellte es wieder auf die Theke.

»Noch eins?« fragte die Bedienung.

»Nein, später vielleicht.« Er ging weg und zündete sich eine Zigarette an.

Der Weg führte ihn wieder zum Auto-Scooter. Diesmal baute er sich woanders auf. Es war nicht einfach, die Geschwister unter den zahlreichen jungen Fahrgästen auszumachen. Schließlich hatte er sie entdeckt. Sie saßen in einem roten Wagen und hatten viel Spaß.

Ja, sie hatten Spaß.

Und Spaß würde er auch bald haben…

***

Das Wetter hatte sich auf eine schier wunderbare Art und Weise verändert. Weg mit den Wolken, dem Regen, die Sonne hervorzaubern, damit sie die Landschaft vergolden konnte.

Eigentlich hätten Harry Stahl und ich uns freuen müssen, aber wir taten es nicht, denn wir waren nicht zum Spaß unterwegs, sondern beruflich.

Wir jagten einen Killer!

Der Mann hieß Alfons Buzea, hatte bis vor kurzem noch im Zuchthaus gesessen und nach seiner Entlassung sofort zwei Menschen umgebracht. Eine Frau und einen Mann, Gerda und Anton Cichon, wobei der Mann als Wärter im Zuchthaus tätig war und nicht eben zu Buzeas Freunden gehört hatte. Nach acht Jahren Knast hatte Buzea damit begonnen, richtig zuzuschlagen. Wegen eines Mordes war er nicht hinter Gitter gesteckt worden, es ging um andere Dinge, um Kinder, die er in seine Gewalt gebracht hatte. Er hatte sie nicht

getötet, auch nicht mißbraucht, aber er war auf dem besten Wege dazu gewesen, sie, wie er selbst so widerlich sagte, zu opfern. Einer unbekannten Macht, dem Satan, wie seine Richter hervorzuhören glaubten, aber ob das stimmte, konnte nie geklärt werden. Jedenfalls wurde er für acht Jahre aus dem Verkehr gezogen.

Trotzdem war er nicht vergessen worden. Harry Stahl war auf den Mann angesetzt worden. Irgend jemand schien ein schlechtes Gewissen gehabt zu haben, man traute Buzea nicht, man fürchtete sich davor, daß er wieder von vorn anfangen würde, und so war Harry zu seiner Beobachtung abgestellt worden.

Er wußte natürlich über die Hintergründe Bescheid, denn die Akten hatte er studiert. Kontakt zu Dämonen, zum Satan, zu den Mächten der Finsternis. Wenn so etwas im Spiel war, horchte Harrys geheime Dienststelle auf und schickte ihn los.

Nun war Harry Stahl ein Mann, der auch seine Grenzen kannte. Da er wußte, wie gefährlich Buzea war, aber nichts von den Hintergründen kannte, hatte er mich alarmiert. Gemeinsam wollten wir versuchen, diesen Buzea zu stellen, wobei wir nicht damit gerechnet hatten, daß er so schnell mordete. Wir mußten leider zugeben, daß Buzea noch schlimmer geworden war als vor seiner Einlieferung in den Knast.

Und wir glaubten auch nicht, daß er seine alten Pläne zurückgestellt hatte. Dieser Mensch würde weitermachen, er würde sich auch in Zukunft die Kinder holen, um die andere Seite zufriedenzustellen. Davor fürchteten wir uns. Deshalb drängte die Zeit, denn das Wissen umgab uns wie eine Drohung.

Was sollten wir tun?

Ihn fangen, ihn stellen? Okay, aber wir mußten auch irgendwo anfangen, und damit begannen schon die Probleme. Wo sollten wir damit beginnen? Bisher war er uns immer einen Schritt voraus gewesen, und er war nach den beiden Taten spurlos verschwunden. [1]

Zudem war Buzea aufgefallen, daß man ihn verfolgte. Im Flur eines Kaufhauses hatte er Harry Stahl stellen können. Der gute Harry konnte von Glück sagen, daß er überlebt hatte, denn Buzea ging gnadenlos vor.

Er wollte alles aus dem Weg räumen, was ihn störte.

Wir waren in die Höhle gefahren, aus der man damals die Kinder geholt hatte, und dort war etwas Seltsames geschehen. Ich hatte plötzlich eine Stimme aus dem Unsichtbaren vernommen, die mich regelrecht angefleht hatte, die Kinder zu retten.

Diese Stimme war keine Einbildung gewesen. Irgend jemand aus einer anderen Welt hielt uns unter Beobachtung, wobei dieses Wesen selbst nicht die Chance hatte einzugreifen.

Ich nahm die Warnung sehr ernst, und ich wartete auch darauf, daß sich die Stimme noch einmal meldete. Bisher war dies nicht

geschehen. Es blieb zunächst nichts anderes übrig, als den üblichen Weg zu gehen. Das hieß fragen, telefonieren, mit der Zentrale sprechen, um herauszufinden, ob dieser Buzea neue Spuren hinterlassen hatte.

Irgendwo mußte er ja stecken, und wir glaubten beide daran, daß er sich noch in der Nähe seines alten Tatorts aufhielt. In irgendeinem Ort auf der Schwäbischen Alb, denn hier kannte er sich aus, hier schlich er als zweibeiniger Tod umher.

Von der Höhle aus waren wir einige Kilometer gefahren, saßen nun vor einem Gasthof im Freien, hatten etwas gegessen, und ich hatte mir noch eine Tasse Kaffee bringen lassen.

Harry Stahl telefonierte. Um die anderen Gäste nicht zu stören, hatte er sich abseits hingestellt. Das Blätterdach eines Baumes schützte ihn. Er drehte mir den Rücken zu, was schade war, denn ich hätte sehr gern sein Gesicht gesehen.

Das Lokal mit dem Garten schien beliebt zu sein, denn es waren hier draußen viele Tische besetzt. Ich saß am Rand einer Steinmauer, und mein Blick fiel in ein weites Tal, in dem sich Wälder und freie Flächen abwechselten. Mittendrin die kleine Stadt. Hübsche Häuser, alles war sehr sauber. Die Straßen wirkten wie graue Striche. Ein Kirchturm reckte sich dem Himmel entgegen, und wenn mich nicht alles täuschte, gab es sogar einen Rummel in der Nähe.

Harry Stahl kehrte zurück. Ich wandte meinen Blick von der lieblichen Landschaft ab, als unter seinen Sohlen die kleinen Steine knirschten.

Er nahm am Tisch Platz. Das Handy legte er neben seine Kaffeetasse, in die er nachdenklich schaute.

»Was sagt man in der Zentrale?« fragte ich.

»Nicht sehr viel.«

»Klingt nicht eben hoffnungsfroh.«

»Da hast du recht, John.«

»Dabei sollte doch alles, was in dieser Umgebung geschieht, weitergegeben werden. Sind sie Polizeistationen denn nicht informiert worden?«

»Sind sie schon.«

»Und es ist nichts passiert?«

»Irrtum, John, da ist schon etwas geschehen, über das es sich lohnt, nachzudenken.«

»Was?«

Harry runzelte die Stirn. »Da auch einige Autos gestohlen wurden, nehme ich an, daß sich unser Freund einen fahrbaren Untersatz besorgt hat und damit unterwegs ist. Aber das ist nicht alles. Prägnanter ist der Diebstahl von zwei Särgen.«

»Bitte?«

»Ja«, flüsterte Harry. »Man hat aus einer Schreinerei zwei Särge gestohlen. Weiße Kindersärge. Und genau das deutet auf Buzea hin. Er hat alles gut durchdacht, er hatte ja Zeit, und er hat seinen Plan bisher erfüllt. Scheiße ist das!«

Ich stimmte ihm durch ein Nicken zu. »Also, Harry, er hat sich einen fahrbaren Untersatz besorgt und ist mit zwei Särgen verschwunden.«

»Genau.«

»Wo steckt er?«

»Das darfst du mich nicht fragen.«

»Ich weiß es nicht, aber ich möchte gern darüber nachdenken. Er muß sich irgendwo verkrochen haben, wo er nicht auffällt. Wo er seine Entführten hinschaffen kann…«

»Die Gegend hier ist ideal, John. Sie ist nicht sehr bewohnt. Zwischen den oft kleinen Ortschaften gibt es nur noch Landschaft. Zudem auch die Höhlen. In einer von ihnen sind wir ja gewesen, da hast du die Warnung gehört. Jetzt stellt sich nur die Frage, ob er sich die beiden Kinder bereits besorgt hat.«

»Das ist richtig.«

Stahl schob seine Tasse zur Seite und klopfte mit dem Zeigefinger auf den Tisch. »Und was meinst du?«

Ich schaute wieder über die Mauer hinweg. »Du hastvorhin von kleinen Orten gesprochen und von viel Landschaft dazwischen. So etwas kann auch von Vorteil sein. In einer Großstadt fällt es nicht so schnell auf, wenn Kinder verschwinden. Aber hier ist das anders. Hier kennt jeder jeden. Da achtet man auf den Nachbarn. Da weiß man sehr genau, wenn etwas nicht so ist, wie es sein sollte, deshalb muß sich Buzea verdammt Mühe geben, wenn er sein Ziel erreichen will.«

»Das ist mir auch klar, John. Aber wo kann er sich die Kinder holen? Sich an eine Schule stellen und sie kidnappen?«

»Das wäre zu auffällig.«

»In ein Haus gehen und…« Er winkte ab. »Das ist auch Quatsch. So kommen wir nicht weiter. Es wäre wirklich am besten, wenn sich die geheimnisvolle Stimme wieder meldet und uns einen Typ gibt. Damit könnten wir dann etwas anfangen.«

Ich hatte zugehört, war aber mit meinen Gedanken bereits einige Schritte weiter. »Wenn ich er wäre«, sagte ich, »würde ich es dort versuchen, wo es nicht besonders auffällt.«

»Richtig. Aber wo?«

Ich drehte mich langsam nach links, daß es Harry Stahl auffiel. Dabei hob ich einen Arm und wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger über die Mauer hinweg in das Tal mit der kleinen Stadt fast in der Mitte.

Harry hatte verstanden. »Dort?« fragte er.

»Ja.«

»Warum? Wie kommst du darauf?«

»Wenn du genau hinsiehst, Harry, wirst du auch den Rummel erkennen, den sie dort aufgebaut haben. Ein Jahrmarkt, eine Kirmes. So etwas zieht immer Menschen an, besonders Kinder. In der Masse ist er geschützt. Die Leute sind abgelenkt und achten nicht auf andere. Beste Voraussetzung für den Schurken denke ich mal.«

Eine Antwort erhielt ich zunächst nicht. Stahl schaute über die Mauer hinweg und beobachtete den Rummel, von dem das Riesenrad in die Höhe stach und sich langsam drehte. Wir sahen auch eine Achterbahn und andere Vergnügungsstätten.

»Ja«, stimmte mir Harry Stahl zu, »damit könntest du recht haben, John.«

»Es ist zumindest einen Versuch wert.«

»Hast du schon gezahlt?« Ich nickte.

Harry Stahl schob seinen Stuhl zurück. »Auf was warten wir dann noch? Laß uns fahren…«

***

Rette die Kinder - oder rette deine Kinder! Rette deine Kinder! Was ihr genau gesagt worden war, wußte Gerda Stolze nicht. Dieses geheimnisvolle Flüstern aus dem Nichts, und sie war nicht so betrunken, als daß sie sich die Worte eingebildet hätte. Sie waren gegenwärtig gewesen, sie hatte alles genau verstanden und es auch behalten.

Aber sie tat nichts.

Sie fühlte sich kaputt. Der schon am frühen Morgen genossene Alkohol hatte ihr Gehirn umnebelt. Sie kam mit sich selbst und mit ihrer Umgebung nicht zurecht. Sie war abgesackt. Sie war ein Wrack, sie suchte Trost im Fusel und rutschte mit jedem Schluck nur noch immer tiefer in das Verderben.

Rette deine Kinder!

Ja, sie hatte zwei Kinder. Helga mußte sie allein erziehen, weil der Vater mit irgendeinem Flittchen verschwunden war. Das hatte sie nicht verkraftet, und ihr neuer Partner war eben der Alkohol geworden, der sie immer mehr zerstörte. Sie war zu einer regelrechten Schlampe geworden, die sich um ihre Umgebung und niemanden mehr kümmerte.

Die Kinder waren in der Schule. Dieser Gedanke kam ihr, und sie war auch in der Lage, ihn weiterzuführen. In der Schule passierte ihnen doch nichts. Weshalb hatte man sie dann angesprochen?

»Nein«, flüsterte sie. »Das stimmt doch nicht. Sie sind nicht in der Schule. Sie haben frei bekommen und mich angerufen, daß sie noch auf den Rummel wollten.«

Steif blieb sie am Küchentisch sitzen. Plötzlich sah sie die Tatsachen mit anderen Augen. Nicht in der Schule, auf der Kirmes, wo viele

andere Menschen umherliefen, auch Fremde…

Helga Stolze schluckte. Ihr Herz schlug schneller. Fremde, dachte sie.

Leute, die scharf auf Kinder waren. Irgendwelche dreckigen Perverslinge. Davor hatte die Stimme sie gewarnt.

Welche Stimme denn?

Damit kam sie auch nicht zurecht. In der Wohnung hielt sich außer ihr niemand auf. Dennoch war dieses Flüstern an ihre Ohren gedrungen, und sie überlegte scharf, ob sie möglicherweise selbst die Worte produziert haben konnte.

Ja, sie.

Ihr Gewissen, ihr schlechtes Gewissen. Sie hatte sich sprechen hören.

Ich kann nicht mehr zwischen Traum, Wunsch und Wirklichkeit unterscheiden. Irgend etwas ist falsch gelaufen, denke ich mal.

Was nichts daran änderte, daß Helga Stolze dieser Stimme glaubte und die Kinder in Gefahr sah.

Auch wenn sie sich hatte gehenlassen, auch wenn sie am frühen Morgen schon den Alkohol kippte, auch wenn sie eine Alkoholikerin war, aber so tief gesunken, daß sie ihre Kinder vergessen konnte, das war sie nicht. Diese Stimme war einfach zu eindringlich gewesen, als daß Helga sie hätte vergessen können, und sie wußte plötzlich, daß sie etwas unternehmen mußte. Daß es an ihr persönlich lag, wenn sie Silvia uns Jens retten wollte. Um sie ging es jetzt.

Vor ihr stand die Flasche. Sie war beinahe noch zur Hälfte mit dem bräunlichen Weinbrand gefüllt. Natürlich lockte sie. Ein kleiner Schluck nur, ein letzter und dann…

Helga knirschte mit den Zähnen.

»Nein!« keuchte sie. »Nein und nochmals nein. Das werde ich nicht tun.«

Ich werde mich zusammenreißen. Ich muß an die beiden denken. Ich lasse die Flasche stehen.

Oder?

Immer wieder schielte sie hin, aber sie hatte ihre Arme bereits zurückgezogen und die Hände gegen die Tischkante gestemmt, um sich so in die Höhe drücken zu können.

Sie zitterte. Kraftlos fühlte sie sich, aber sie ließ sich diesmal nicht hängen und stand auf.

Der Atem floß schwer aus ihrem Mund. Die Augen waren weit geöffnet und hatten einen starren Ausdruck hinterlassen. Trotz aller Mühen war sie doch zu schnell aufgestanden und spürte den Schwindel, den sie erst loswerden mußte.

»Ich packe es! Ich gebe einfach nicht auf. Ich - ich kämpfe mich durch. Ich muß an meine Kinder denken, nicht nur an mich. Alles andere ist Mist. Nur die Kinder zählen, nur die Kinder.«

Immer wieder sprach sie die Worte aus, denn sie wußte und wollte

sich selbst Mut machen. Manchmal knurrte sie dabei wie ein Tier, aber sie kam auch durch und schaffte es, bis in den Flur zu gelangen.

Vorhin in der Küche hatte sie geschwitzt. Jetzt spürte sie plötzlich den Schauer der Kälte, der sie brutal überfiel und sie mit den Zähnen klappern ließ.

Immer wieder mußte sie an diesem verdammten Spiegel vorbei und erschrak über sich selbst. Daß ihr Gesicht des öfteren vom genossenen Alkohol aufgedunsen war, kam ihr bekannt vor, daran störte sie sich auch nicht. Zu dieser Stunde aber sah sie so schrecklich bleich aus. Die Gesichtshaut wirkte wie alter Käse, die Augen lagen tief in den Höhlen und waren von dunklen Ringen umgeben. Einen Glanz entdeckte sie in den Pupillen nicht, sie wirkten so schrecklich stumpf.

Dann fiel ihr ein, daß sie nur den alten Kittel trug. Sie hätte sich umziehen müssen, darauf verzichtete sie jedoch. Der in der Nähe hängende Mantel tat es auch.

Sie zerrte das Kleidungsstück vom schaukelnden Bügel und streifte es über. Nur nachlässig knöpfte sie es zu. Die Wohnungsschlüssel befanden sich in der Manteltasche. Sie hörte sie klirren.

Noch einen letzten Blick warf sie durch die offene Küchentür. Da stand die Flasche auf dem Tisch. Halbvoll war sie, und sie schien ihr zuzuzwinkern.

Nein, nicht heute. Es ging um die Kinder. Heute würde sie den Graben überspringen und nicht in ihn hineinfallen. Alles andere wäre tödlich gewesen.

Sie drehte sich etwas zu heftig um und geriet ins Wanken. Der Alkohol war noch nicht verdaut. Er wühlte noch in ihrem Körper und zeigte eine entsprechende Wirkung.

Erst Sekunden später fühlte sie sich in der Lage, die Wohnungstür zu öffnen. Noch immer leicht schwankend betrat sie den Flur. Helga Stolze wohnte mit ihren Kindern in der ersten Etage des sechsstöckigen Hauses. Sie verzichtete auf den Lift.

Das Geländer befand sich an der linken Seite. Sie hielt sich daran fest.

Die Hand faßte hart zu, als wollte sie es nie mehr loslassen. Stufe für Stufe ging sie weiter, den Blick nach vorn gerichtet. Die wackligen Beine ignorierend. Die Füße schleiften über den Boden. Sie merkte die innere Anspannung, aber sie wollte jetzt nicht aufgeben, wo sie schon mehr als die Hälfte geschafft hatte.

Weg, nach draußen! Die Kinder suchen. Nach ihnen fragen. Auf den Rummel gehen. Sich den Lärm antun, der in ihren Ohren brausen würde.

Im unteren Flur mußte sich Helga gegen die Wand lehnen. Plötzlich war sie wieder in Schweiß gebadet, und sie hoffte, daß jetzt keine Nachbarin auftauchte und dumme Fragen stellte. Helga Stolze war

sowieso das Schwarze Schaf im Haus. Als Alleinerzieherin wurde man in einer Kleinstadt immer schräg angesehen.

Die hat keinen Mann! Die schafft nichts! Die lebt von unseren Steuern!

Die geht vielleicht heimlich auf den Strich. Außerdem säuft sie…

Derartige Bemerkungen kannte und haßte Helga. Sie war von ihnen tief getroffen worden, früher schlimmer als heute, aber heute sah sie darüber hinweg.

Helga verließ das Haus. Der Sonnenschein, die warme noch frische Luft, weil eben ein kühler Wind über die Alb wehte, taten ihr gut.

Diese Umgebung machte zwar nicht nüchtern, aber Helga fühlte sich innerlich besser, und sie war sicher, daß sie es bis zum Rummel schaffte, wo ihre beiden Kinder herumtollten.

Den Weg kannte sie. Helga Stolze war hier aufgewachsen, und auch ihr Mann - ein Rheinländer - hatte sich damals überreden lassen, in den Ort zu ziehen.

Das war vorbei.

Er war weg, und sie ging durch die schmalen Straßen, wobei sie sich auf den Gehsteigen hielt. Zudem nahe der Hauswände, denn es konnte immer sein, daß sie einen Halt brauchte. Sie wußte es aus Erfahrung, denn oft genug war sie durch den Ort gestolpert und hatte Glück gehabt, daß sie auf den Beinen geblieben war.

Der Weg führte sie dem Lärm entgegen. Die Geräusche des Rummels waren zu hören. Menschen umgaben sie, manche grüßten auch, aber Helga schaute nicht richtig hin. Vielleicht konnte sie es auch nicht, denn vor ihren Augen lag hin und wieder ein Schleier.

Sie mußte zu ihren Kindern - unbedingt! Und plötzlich hatte sie Angst um die beiden. Angst, wie sie nur eine Mutter empfinden konnte.

Würde sie das wieder werden? War sie bereits auf dem richtigen Weg?

Das hoffte sie mit allem, was ihr zur Verfügung stand…

***

Alfons Buzea leckte seine Lippen. Dabei lächelte er. Ein Zeichen, daß er sich gut fühlte. Es war nicht nur bei einem Bier geblieben. An einem anderen Stand hatte er ein zweites zu sich genommen und noch eine Laugenbrezel gegessen.

Dann hatte er den Stand verlassen, war weiter über den Rummel geschlendert, hatte zehn Lose gekauft und eine Packung Kaugummi gewonnen. Einen Bekannten hatte er nicht gesehen, was er als positiv ansah, denn so war er auch nicht entdeckt worden. Er konnte sich auf dem Rummel also frei und locker bewegen.

An einer Schießbude legte er ebenfalls einen Stopp ein. Das junge

Mädchen mit den schwarzen Jeans und dem hautengen T-Shirt lächelte ihm zu. Durch die Ohrläppchen waren zwei Ringe gezogen worden, die bei jeder Bewegung schaukelten.

Buzea starrte auf die Brüste der jungen Frau, die sich deutlich unter dem engen Oberteil abzeichneten, und seine Hände zitterten plötzlich. Hätte er jetzt geschossen, dann hätte er alles andere getroffen, nur nicht das anvisierte Ziel.

»Willst du nun schießen oder nicht?«

»Ich lasse es sein.«

»Wie du willst.«

Buzea drehte sich gemächlich um und ging weiter. Jetzt machte er sich Vorwürfe, daß er mit dieser Frau gesprochen hatte. Er hätte es bleiben lassen sollen, aber sein Schweigen wäre auch aufgefallen. Er schlug einen Bogen und näherte sich dem Auto-Scooter von der anderen Seite.

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er sich beeilen mußte. Er hatte zuviel Zeit vertrödelt. Das Geld war von den beiden sicherlich abgefahren worden. Vor Zorn lief sein Gesicht rot an. Er wollte sich auf der anderen Seite des großen Fahrvierecks hinstellen und schauen, ob die beiden noch in einem Wagen saßen.

Wieder stützte er sich an einem Pfeiler ab. Seine Blicke suchten die Autos ab. Er wurde wütend, weil die Fahrer ihre Autos zu schnell bewegten und er sich nie länger auf ein bestimmtes konzentrieren konnte.

Er sah die beiden nicht.

Klar, die Zeit war vergangen.

Seine rechte Hand öffnete sich, und er klemmte die Finger hart um den Pfosten. Eine harte Kante schnitt in seine Haut, was ihn aber nicht störte.

Er knirschte wieder mit den Zähnen. Aus seiner Kehle drang dabei ein Röcheln. Der Blick war starr nach vorn gerichtet, und er bewegte suchend den Kopf.

Dann sah er sie!

Silvia und Jens saßen nicht mehr in dem Auto-Scooter, sondern standen am Rand und unterhielten sich mit anderen Kindern.

Besonders gut schienen sie sich mit denen nicht zu verstehen. Selbst aus der Distanz war für Buzea zu erkennen, daß so etwas wie Gewalt in der Luft lag.

Ein anderes Mädchen knuffte Silvia, die daraufhin ins Taumeln geriet, aber von ihrem Bruder gehalten wurde, bevor sie nach vom abrutschen konnte.

Buzea mochte die anderen Kinder nicht. Am liebsten wäre er hingelaufen und hätte dazwischengeschlagen. Aber die Szene entspannte sich wieder, denn die Geschwister zogen sich zurück.

Plötzlich geriet Bewegung in den Schwerverbrecher. Die Gelegenheit war günstig, um wieder an sie heranzukommen. Er mußte nur das Gelände des Auto-Scooters umrunden, dann liefen sie ihm direkt in die Arme, vorausgesetzt, er war schnell genug.

Der Betrieb hatte inzwischen zugenommen. Auch immer mehr Erwachsene trudelten ein. Aber noch waren die Kinder und Jugendlichen in der Überzahl, und der Verbrecher hielt auch weiterhin an seinen Plänen fest.

Er mußte an die beiden heran, aber diesmal sollte es wie ein zufälliges Zusammentreffen aussehen.

Das ließ sich machen, denn Buzea war raffiniert genug. Er hatte den Bogen geschlagen, er ging noch immer schnell und schaute über die Köpfe der meisten Leute hinweg.

Wo steckten sie?

Plötzlich lachte er so laut auf, daß sich zwei Teenies in seiner Nähe umdrehten, ihn anstarrten und die Köpfe schüttelten, als könnten sie nichts begreifen.

Buzea ging weiter, denn die Kinder liefen auf einen Stand zu, an dem Süßigkeiten und Spielzeug verkauft wurden.

Er ging langsamer, wollte nicht auffallen. Als er die Geschwister dann wie zufällig sah, machte er es geschickt, denn er rempelte Jens für einen Moment so an, daß dieser nicht anders konnte, als sich umzudrehen.

»Ach - Sie…?«

»Jens!« rief Alfons Buzea. »Das ist aber eine Überraschung!« Er schaute auf das Mädchen. »Und deine Schwester ist auch hier. Seid ihr denn schon fertig?«

»Ja, der Zehner ist weg. Das geht immer schnell.«

»Das habe ich jetzt gesehen.« Er ging in die Knie, weil er beobachtet hatte, wie Silvia sich die Augen rieb.

»Ja; was ist denn los mit dir?«

Das Mädchen hatte geweint, das sah Buzea sofort. »Die anderen Kinder - die, sie…«

»Was haben sie getan?«

»Sie sind so gemein!« beschwerte sich Silvia.

»Warum denn das?«

Silvia schüttelte den Kopf.

»Willst du es mir nicht sagen?«

»Nein. Ich weiß ja gar nicht, wie du heißt.«

»Alfons.« Das Wort war ihm herausgerutscht. Er ärgerte sich darüber, daß ihm dies passiert war. Er hätte sich einen falschen Vornamen aussuchen sollen.

Jens sprang darauf an. »Das ist aber ein komischer Name«, sagte er.

»Ja, weiß ich.« Buzea richtete sich wieder auf. »Warum waren die

anderen Kinder denn gemein?«
»Wegen unserer Mutter.«
»Ach.«
»Die haben uns ausgelacht, weil wir keinen Vater mehr haben. Unsere Mutter trinkt auch. Die ist oft betrunken. Wir haben auch nicht viel Geld. Das wissen die anderen.«
Buzea verzog das Gesicht. »Diese kleinen Bestien«, flüsterte er. »Diese verdammten kleinen Bestien.«
»Was sagst du?«
»Nichts, Jens, nichts.« Er schaute sich um und stellte fest, daß er nicht beobachtet wurde. Kein anderer Rummelgast kümmerte sich um sie, und er stellte jetzt eine nächste, für ihn und die Zukunft entscheidende Frage.
»Was habt ihr denn jetzt vor?«
»Gehen.«
»Wohin.«
»Nach Hause.«
»Zu eurer Mutter?«
Jens nickte.
»Und wenn sie wieder getrunken hat?«
»Das tut sie ja immer.«
»Ich meine, es ist doch nicht gut für euch. Sie wird kaum auf euch achten können und…«
»Ich will nicht mehr hier auf der Kirmes bleiben«, quängelte Silvia.
Buzea nickte. »Das kann ich verstehen. Das kann ich sogar sehr gut verstehen, meine Liebe.« Innerlich freute sich Buzea. Die nächsten Sekunden würden entscheidend werden. Da kam es darauf an, ob es ihm gelang, sie in das Haus zu locken oder nicht. Er lächelte harmlos und hoffte, daß dieses so bei den Kindern rüberkam. »Ich mache euch einen Vorschlag.«
»Welchen?« fragte Jens. Er war neugierig.
Buzea zwinkerte ihm zu. »Wißt ihr eigentlich, daß ich ebenfalls hier wohne?«
»Nein.«
»Das stimmt aber.«
»Wo denn?« fragte Silvia.
»Etwas außerhalb. An einem Bach.«
»Dem Mühlbach?«
»Ja, Jens, genau dort.«
»Aber da steht doch kein Haus.«
»Wirklich nicht?« Buzea zwinkerte ihm zu. »Denk mal genau nach, mein Junge.«
Jens überlegte, hob aber die Schultern. Dafür war Silvia schneller. »Klar, die alte Mühle. Da hat mal jemand gewohnt, aber das liegt

lange zurück. Habe ich von meiner Mutter gehört.«

»Und sie hat damit recht gehabt.«

»Oh!« staunte Silvia. »Wohnst du wirklich in der alten Mühle? Echt dort?«

»Ich schwöre es.«

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. »Das ist toll. Richtig romantisch, glaube ich.«

»Wohnst du denn allein dort?« fragte Jens.

»Nein, wo denkt ihr hin! Ich bin verheiratet. Ich habe eine nette Frau.« Er schaute auf die Uhr und verzog den Mund. »Die sicherlich sauer sein wird, daß ich noch nicht bei ihr bin.«

»Warum denn?« fragte Silvia in ihrer kindlichen Neugierde.

»Sie kocht immer so toll.«

»Auch am Mittag?«

»Jeden Tag.«

»Hm…« Die Geschwister schauten sich an, und Buzea wußte, daß es hervorragend lief. Es kam ihm alles sehr gelegen. Es war super, aber er hielt sich noch zurück und schaffte es, die Freude nicht nach außen durchdringen zu lassen.

»Ihr habt sicherlich auch Hunger -oder?«

Zuerst hob Jens verlegen die Schultern, dann tat es ihm seine Schwester nach.

»Doch, das sehe ich euch an. Ihr wollt es nur nicht zugeben.« Er senkte seine Stimme, so daß ihn die Kinder gerade noch verstehen konnten.

»Ich will euch ein Geheimnis verraten, aber ihr müßt es für euch behalten, versprecht ihr das?«

»Versprochen!« riefen beide wie aus einem Mund.

»Meine Frau bereitet immer zu viel zu. Das reicht für mehrere Personen.« Er strich sich über seinen Bauch. »Sie will mich nämlich mästen.«

»Das ist super!« rief Jens und lachte.

»Nicht so laut, sonst wollen die anderen auch noch mit. Meine Frau kocht besser als die hier auf dem Rummel.«

»Wie heißt sie denn?« fragte Silvia.

»Ahm…« Mist! dachte der Mörder. »Jetzt fällt mir so schnell kein Name ein.«

»Katharina!« rief Silvia. Buzea lachte. »Wie kommst du denn darauf?«

»Weil ich eine tolle Köchin kenne, die Katharina heißt. Deshalb komme ich darauf.«

»Nein, sie heißt Gudrun.«

»Ach so.«

Alfons Buzea hob die Schultern. »Wenn ihr Hunger habt und einen tollen Hackbraten essen wollt, dann müßt ihr euch jetzt entscheiden.«

»Sollen wir?« fragte Silvia.
»Weiß nicht.« Jens hob die Schultern.
»Mutti wird nichts sagen.«
Der Junge senkte den Kopf. »Nein, bestimmt nicht. Das glaube ich auch nicht. Ehrlich.«
»Kommt.«
Das eine Wort hatte sie überzeugt, und der Kriminelle stellte ihnen noch eine Frage. »Kennt ihr denn eine Abkürzung zur Mühle? Der Weg an der Straße ist doch länger.« Er lächelte verkrampft. »Ich bin ja noch neu hier.«
Die beiden wurden nicht mißtrauisch. Jens gab die Antwort. »Ich kenne eine.«
»Gut, super.« Buzea freute sich. »Worauf warten wir dann noch?«
Sie gingen. Und Buzea spürte die Erregung in sich hochsteigen. Sein Kopf dröhnte plötzlich; er errötete und dachte an seine Heiligen.
Bald, sehr bald würden sie zufrieden sein…

***

Wir waren weniger zufrieden. Zwar hatten wir den Rummel erreicht, doch in diesem Wirrwarr jemanden zu finden, war ziemlich schwer und beinahe schon unmöglich. Hielt er sich überhaupt auf dem Platz auf?
Harry Stahl schaute mich auch dementsprechend an und fragte: »Ob das eine gute Idee war?«
»Kann ich dir nicht sagen.«
»Zumindest kenne ich ihn.«
Ich ging auf die Bemerkung nicht ein und sagte: »Kinder gibt es hier ja genug.«
»Da sagst du was.«
Wir hatten uns vorgenommen, den Platz mehrmals zu durchstreifen. Bei der Achterbahn fingen wir an.
Einen Vorteil hatte die Zeit. Es waren doch mehr Kinder da als Erwachsene, und Buzea gehörte eigentlich zu den Typen, die auffielen, wie ich aus Harrys Beschreibung wußte.
Wir mußten ihn sehen!
Aber wir standen auch unter Druck! Dieser Verbrecher war nicht der Mann, der sich lange Zeit ließ, um seinen Plan durchzuführen. Er hatte lange hinter Gittern gesessen und alles genau planen können, und er würde keine Minute mehr verschwenden.
Ich dachte darüber nach, daß wir uns auch trennen konnten, aber als ich es vorschlug, stieß ich nicht auf reine Gegenliebe. »Nein, John, laß es mal. Sollte sich die Stimme wieder bei dir melden und dich mit Informationen versorgen, dann möchte ich gern dabei sein.«
»So gesehen, hast du recht.« Ich lächelte etwas verloren. »Aber viel

Hoffnung habe ich nicht.«
»Warum nicht?«
»Einmal nur hat sie sich gemeldet, Harry, einmal nur. Glaubst du denn daran, daß sie…?«
»Moment mal.«
»Was ist denn?«
Stahl gab keine Antwort, sondern lief ein paar Schritte zur Seite. Er näherte sich einem Schießstand, und ich sah auch den Grund. Ein Mann mit kurzen, leicht dunklen Haaren stand dort, drehte uns den Rücken zu und hielt ein Gewehr in den Händen. Er zielte dabei auf sich bewegende Puppen, und Harry baute sich neben ihm auf.
Der Mann war irritiert. Er ließ das Gewehr sinken, schaute Stahl verwirrt an, der lächelte, sich entschuldigte und kopfschüttelnd zu mir zurückkehrte.
»Was war los?«
Er winkte ab. »Manchmal sehe ich schon Gespenster. Es ist schlimm. Dieser verdammte Buzea lastet an mir wie Blei. Verflucht noch mal!«
»Laß uns weitergehen.«
»Ins Leere?«
»Wir werden es packen!«
Ich hatte bewußt Kraft hinter meine Worte gelegt, aber Harry war nicht so leicht zu überzeugen. Wir gingen weiter.
Karussels, Buden, Stände, Kickerapparate, dann der Flohmarkt, den wir auch durchstreiften, an den Ständen entlangschlenderten, ohne auf die dort angebotenen Waren zu schauen, denn wir hielten ausschließlich nach männlichen Personen Ausschau.
Nichts, gar nichts.
Wenn sich dieser Buzea tatsächlich hier aufhielt, dann hielt er sich gut versteckt.
Als wir den Flohmarkt durchquert hatten, schlug Harry vor, einen Schluck zu trinken. »Arbeit macht durstig«, sagte er.
»Wo?«
»Ich habe da Bierzelte gesehen, wo man auch im Freien sitzen kann. Das ist ja ein Wetter zum Sündigen.«
»Einverstanden.«
Wir suchten uns ein Zelt aus, vor dem die Stühle in einem nachgebauten Garten standen. Zumindest war das Gelände durch einen von Pflanzen überwucherten Zaun abgeteilt worden. Dahinter standen die langen Tische mit den ebenfalls langen Bänken, von denen längst nicht alle besetzt waren. Zwei Kellnerinnen im Dirndllook bedienten die Gäste. Wir hatten kaum in der Nähe des Durchgangs unsere Plätze eingenommen, als wir schon nach unseren Wünschen gefragt wurden.
Harry bestellte zwei halbe Liter. »Auch etwas zu essen?«

»Du-John?«
»Nein, ich habe keinen Hunger.«
»Zwei halbe also.« Die Frau verschwand. Wir saßen uns gegenüber und schauten uns an. Wohl war uns beiden nicht, denn so wie wir sahen Männer aus, die eigentlich mit ihrem Latein am Ende waren. Zumindest mir gelang es, die Augen zu schließen, und ich dachte wieder über die Warnung der Stimme nach.
Verdammt noch mal, ich kannte sie! Diese Stimme war mir nicht fremd gewesen, aber, wer zum Henker, hatte zu mir aus einer anderen Welt gesprochen? Wer wußte über zwei fremde Kinder Bescheid und hatte Angst um sie bekommen?
Ich hatte keine Ahnung, noch nicht.
»Die beiden Halben, bitte.« Die Stimme der Kellnerin riß mich aus meinen Gedanken. Sie stellte die Glaskrüge vor uns hin und wollte gleich kassieren.
Harry bezahlte und verzichtete auf das Wechselgeld. Er hob den Krug an, nickte und prostete mir zu. »Auf uns und darauf, daß wir trotzdem noch Erfolg haben.«
»Und auf die Kinder, die Buzea hoffentlich nicht findet, obwohl ich kaum daran glaube!« sagte ich.
Wir tranken. Das Bier erfrischte, auch wenn es nicht so ganz meinem Geschmack entsprach. Es war nicht so kräftig wie das Pils, das ich sonst in Deutschland gern trank.
Harry rahmte seinen Krug mit beiden Händen ein. »So, jetzt müssen wir uns überlegen, wie es weitergehen soll.«
»Suchen.«
»Noch mal?«
»Ja, noch mal. Wenn es nichts hilft, müssen wir uns an die örtlichen Kollegen wenden und uns bei ihnen erkundigen, ob die eine oder andere Vermißtenanzeige eingegangen ist.«
»Daran glaube ich nicht, John.«
»Warum nicht?«
»Mensch, wir haben hier einen Rummel. Die Kinder haben freie Bahn, denn die Eltern erinnern sich an ihre eigene Kindheit, wo sie auch auf den Rummel durften.«
»Sorry, das habe ich vergessen.«
»Du kommst eben aus einem anderen Land. Hier ist alles noch gemütlicher und überschaubarer.«
»Leider nicht überschaubar genug«, erwiderte ich, blickte über den Zaun hinweg und zu dem Weg hin, auf dem sich immer wieder die Menschen trafen, sich begrüßten, verabredeten und dann weitergingen.
Eine Frau war allein.
Sie fiel mir nicht nur deshalb auf, weil sie sich so seltsam bewegte,

ich wurde auch mißtrauisch, weil sie beinahe bei jedem Besucher stehenblieb und etwas fragte, dabei aber stets ein Kopfschütteln erntete.

Die Frau ging dann weiter. Sie kam mir verzweifelt vor. Ihr Gesicht war gezeichnet. Beinahe hilfesuchend hob sie die Schultern.

Sie war sicherlich nicht so alt, wie sie aussah. Die Frau trug einen Mantel, den sie nur nachlässig zugeknöpft hatte. Darunter schimmerte der Stoff eines alten, geblümten Kittels.

Die Frau blieb dicht am Zugang zum Biergarten stehen. Sie strich durch ihr Haar, dann hatte sie sich entschlossen und betrat mit unsicheren Schritten den Biergarten.

Wir saßen am ersten Tisch, direkt vor ihr, und auch Harry war die Person jetzt aufgefallen. Er drehte sich auf der schmalen Holzbank zur Seite.

Diese Bewegung nahm die unbekannte Frau zum Anlaß, ihn und auch mich anzusprechen.

Unsicher stand sie neben Harry, der auf die Bank wies. »Wollen Sie sich nicht setzen?«

»Eigentlich nicht.«

»Bitte.«

»Ja, gut.«

Ich hatte die Frau genau beobachtet. Sie war nicht gesund. Sie war abgespannt, deprimiert. In ihrem Gesicht zeichneten sich die Spuren des harten Lebens ab.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte ich.

»Nein, nichts.« Fahrig bewegte sie die Hände über die blanke Tischplatte.

»Sie haben Probleme?«

Die Frau schaute mich an. »Das wissen Sie?« Dann lachte sie. »Klar, man sieht es mir an.«

»Können wir Ihnen denn helfen?« wollte Harry wissen.

Traurig schüttelte die Frau den Kopf. »Nein, nein. Wahrscheinlich nicht. Ich habe schon die Einheimischen gefragt. Auch das brachte mich nicht weiter, und Sie sind bestimmt fremd hier.«

»Sicher«, gab ich zu. »Aber Sie können es trotzdem versuchen.«

Die Unbekannte starrte mich an. Ihr Gesicht zuckte. So sehen Menschen aus, die kurz davorstehen, in Tränen auszubrechen. Ich hatte mich nicht geirrt. Plötzlich weinte sie, und dann brachen die Worte sturzflutartig aus ihr hervor.

»Meine Kinder! Ich suche meine Kinder! Sie sind verschwunden, einfach weg. Beide!«

Auf einmal saßen wir da wie Figuren aus Blei!

***

»Das ist aber ein richtiger Dschungel!« beschwerte sich der Entführer und lächelte innerlich, denn die Abkürzung kam ihm sehr gelegen, nur brauchten die Kinder das nicht zu wissen. Er war so froh, daß sie mit ihm gegangen waren. Da hatte er Glück gehabt. Bei anderen Kindern wäre es nicht so glatt abgelaufen, denn oft genug gaben Eltern entsprechende Warnungen mit auf den Weg, doch bei diesem Geschwisterpaar war es besser gelaufen. Vielleicht auch deshalb, weil sie zu zweit waren.

Jens hatte die Spitze übernommen und drehte sich jetzt um. »Du wolltest doch die Abkürzung, Alfons.«

»Natürlich. Ich habe mich auch nicht beschwert.«

»Wir sind gleich da«, sagte Silvia und lächelte. »Ich finde es toll, daß du in der alten Mühle wohnst. Da würden mein Bruder und ich auch gern hinziehen.«

»Ihr werdet sie ja zu sehen bekommen.«

»Und deine Gudrun ist wirklich eine gute Köchin?«

»Gut?« Er lachte. »Sie ist phänomenal - super! Sie ist die beste Köchin der Welt.«

»Das sagt meine Freundin von ihrer Mutter auch immer.«

»Hast du dort schon mal gegessen?«

»Klar.«

»Dann wirst du es ja genau merken und auch vergleichen können.«

»Darauf freue ich mich.« Um sie herum wurde es immer dunkler. Das lag an den hohen Büschen, die eine regelrechte Wand bildeten. Das Gelände, das sie durchquerten, war vom Unkraut überwuchert. Zudem lag es unterhalb des Straßenniveaus, wobei die Fahrbahn nicht zu sehen war. Erstens schützte sie das Buschwerk, und hinzu kamen noch die niedrigen Bäume, die auf dem feuchten Grund dieser Bachaue wuchsen.

Der Bach lag zwischen ihnen und der Straße. Seine Oberfläche glitzerte und wieder verschwand er im Gestrüpp. Bei der Schneeschmelze oder starken Regenfällen trat der Bach über die Auenlandschaft.

Auch im Sommer blieb der Boden feucht. Selbst die Kinder sackten hin und wieder ein paar Zentimeter ein.

Hin und wieder nahmen sie das Fahrgeräusch eines Autos wahr. Ansonsten waren sie allein unterwegs. Zeugen oder Zuschauer gab es nicht.

Das Niederholz hielt die feuchte Aue größtenteils im Schatten. Es war ein Paradies für Mücken, die sich in der Wärme wohl fühlten.

Sven, der immer wieder vorlief, blieb plötzlich stehen, drehte sich um und deutete trotzdem in die andere Richtung. »Ich kann die Mühle schon sehen!« rief er. »Wir sind gleich da!«

Buzea ärgerte sich. »Nicht so laut!« antwortete er. »Wir wollen meine

Frau doch überraschen.«
»Ist gut, Alfons.«
Silvia ging neben Alfons her. Sie war sehr unbefangen und fragte: »Wird deine Frau nicht schimpfen?«
»Nein, sie wird sich freuen, denn sie hat sich immer Kinder gewünscht. Das hat bei uns nicht geklappt.«
»Warum denn nicht?«
Er winkte ab. »Du bist noch zu jung, um dir das zu erklären.«
»Klar, aber ich werde älter.«
»Weiß man es…«, flüsterte er und lächelte teuflisch, aber so, daß Silvia es nicht sah.
Jens hatte auf sie gewartet. »Wie wollen wir das denn machen? Uns hineinschleichen? Von hinten, meine ich?«
»Wir nehmen schon den vorderen Eingang.«
»Gut.«
»Eines mußt du mir sagen, Jens. Ich wohne hier noch nicht lange und bin nie diesen Weg hier gegangen. Um an den Eingang heranzukommen, müssen wir über den Bach.«
»Stimmt.«
»Sollen wir da nasse Füsse kriegen?«
»Nicht nötig. Es gibt hier eine Stelle, da ist er so schmal, daß wir drüberspringen können.« Er lief schon vor und winkte. »Kommt, das sind nur noch ein paar Schritte.«
»Klasse, nicht?« fragte Silvia.
»Noch mehr als das. Schaffst du es denn allein, Silvia?«
»Warum denn nicht?«
»Ich würde dir sonst helfen.«
»Das ist nicht nötig.« Vorwurfsvoll schaute sie den Fremden an. »Ich bin doch kein Baby mehr.«
»Das sieht man ja.«
Jens machte den Anfang. Er hatte nur einen kurzen Anlauf genommen, stieß sich ab und schaffte es schon beim ersten Versuch.
Dann war Silvia an der Reihe. Sie mußte sich mehr anstrengen, zudem war sie auch kleiner, aber sie kam ebenfalls drüben an, ohne sich nasse Füße zu holen.
Den Schluß machte Buzea. Für ihn war es ein Kinderspiel. Neben den Geschwistern blieb er stehen und schaute zur Mühle hin, deren Rückseite sie sahen.
Die Flügel waren nur halb zu erkennen, weil das alte Mauerwerk sie verbarg. Hinzu kamen die Bäume, die zusätzlich noch einen Sperrschild bildeten. Um die Mühle zu erreichen, mußten die drei noch eine Böschung hochklettern. Das Gebäude stand nicht direkt an der Straße.
Es lag etwas versetzt, und zwischen ihm und der Straße befand sich

ein freier Platz.

Diesmal kletterte Silvia als erste den Hang hoch. Sie wurde dabei noch von ihrem Bruder angeschoben. Der Fremde bildete den Schluß. Er lauschte bereits, um zufrieden festzustellen, daß sich kein Auto näherte.

Die drei tauchten aus der Deckung der Böschung auf. Die hohe Mühle mit den mächtigen Flügeln stand jetzt rechts neben ihnen. Sie sah aus wie immer, was auch den Kindern auffiel.

Jens schüttelte den Kopf. »Das ist aber komisch. Die sieht gar nicht danach aus, als würde jemand in ihr wohnen.«

Die Ausrede floß Buzea glatt über die Lippen. »Das ist doch klar, ihr beiden. Wir wohnen ja erst seit drei Tagen dort.«

»So ist das.« Jens nickte. Er folgte dem neuen Freund, der es jetzt eilig hatte, denn noch war die Straße frei. Kein Autofahrer würde sie entdecken.

Sie hörten nur das Plätschern des Bachs, der auch unter dem großen Mühlrad an der linken Seite vorbeiführte, das allerdings stillgelegt worden war und sich nicht im Wasser drehte.

Der Eingang zur Mühle lag ebenerdig. Buzea hatte vor kurzem die Tür aufgebrochen und er hoffte, daß den Kindern das zerstörte Schloß nicht auffiel. Er ging auf Nummer sicher, holte einen anderen Schlüssel hervor und tat so, als würde er aufschließen.

Dann drückte er die Tür nach innen, stellte sich aber so hin, daß die beiden das Schloß nicht sehen konnten.

Noch zögerten die Geschwister.

Alfons Buzea zeigte Ungeduld. »Was ist denn?«

Silvia und Jens schauten sich an. Beide hoben fast gleichzeitig die Schultern. »Ich weiß nicht«, sagte das Mädchen.

»Was weißt du nicht?«

»Ich glaube, ich gehe wieder.«

»Nein, jetzt sind wir einmal hier, und wir werden essen.«

»Aber es ist so dunkel darin - und riecht so komisch.«

Buzea hatte Mühe, die Nerven zu bewahren. »Ist doch klar. Wir wohnen doch erst seit kurzem hier. Da müssen wir noch aufräumen. Versteht ihr das nicht?«

»Und wo ist deine Frau?« fragte der Junge.

»Wahrscheinlich oben. Sie kocht.«

»Das Essen rieche ich aber nicht«, sagte Silvia. »Stimmt.«

Buzea wußte nicht, was er noch sollte. »Also wenn ihr nicht wollt, dann geht wieder. Aber die zehn Mark habt ihr angenommen, wie?! Dazu wart ihr euch nicht zu schade.«

Seine Worte ließen die Kinder nicht kalt, und Röte breitete sich auf ihren Gesichtern aus.

»Jetzt sagt ihr nichts, wie?«

Sven stieß seine Schwester an. »Wir können ja mal schauen. Ich wollte die Mühle schon immer mal sehen. Du doch auch.«

»Schon, aber…«

Sven schob Silvia voran. Damit war alles klar. Sie würde sich nicht mehr wehren, und sie ging als erste an Alfons Buzea vorbei, wobei dessen Gesicht für einen Moment eine nahezu teuflisches Starre bekommen hatte. Der Mund war verzerrt, stand offen und wirkte wie eingefroren.

Sie waren in der Mühle. Beide.

Er hatte die Opfer.

Und dann drückte Buzea die Tür zu. Er tat es langsam, als wollte er jeden Ton dieses knarrenden und quietschenden Geräuschs genießen.

Von innen ließ sich die Tür schließen, und da gab es einen Riegel, den er auch vorschob.

Die beiden Kinder standen vor ihm. Wohl fühlten sie sich nicht. Sie hielten sich an den Händen fest.

»Wo ist denn deine Gudrun?« fragte Silvia.

»Es gibt sie nicht!« flüsterte der Entführer und konnte ein Kichern nicht unterdrücken.

Das war der Augenblick, in dem die beiden Kinder zum erstenmal Furcht bekamen…

***

Die Frau hatte sehr wohl bemerkt, was mit uns los war, denn sie starrte uns verständnislos an. Über ihre linke Wange rann eine Träne, die sich am Mundwinkel fing. Sylvia mußte schlucken.

»Was ist denn? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein«, sagte Harry Stahl, »das nicht.«

»Warum sitzen Sie denn da wie vom Blitz getroffen.«

»Das wollen wir Ihnen erklären.« Harry Stahl beugte sich vor. »Sie haben da einen entscheidenden Satz gesagt. Sie suchen Ihre Kinder. Stimmt das auch?«

»Ja…«

»Bitte.« Harry faßte nach ihrer Hand. »Erzählen Sie mehr. Es interessiert uns sehr.«

Sie schaute ihn und mich an. »Warum denn? Was haben Sie mit meinen Kindern zu tun?«

»Vielleicht suchen wir sie ebenfalls«, sagte ich.

»Wieso denn?«

»Bitte, Frau…«

»Ich heiße Helga Stolze. Meine Kinder heißen Jens und Silvia. Sie müssen sich hier auf dem Rummel herumtreiben, aber ich habe sie nicht gesehen. Sie riefen mich an und erklärten mir, daß sie schulfrei hätten, um auf den Jahrmarkt gehen zu können.«

»Dann hätten Sie doch beruhigt sein können«, erklärte Harry, bevor er sich und auch mich vorstellte, was die Frau nickend zur Kenntnis nahm.

»Nein, das konnte ich nicht sein.«

»Was war der Grund?«

Sie blickte auf den Tisch und hob die Schultern. »Es waren die Stimmen«, flüsterte sie und hustete. »Sie werden es kaum glauben, aber ich habe eine Stimme gehört. Sie sagte mir, daß ich…«

»Die Kinder retten soll!«

Diesen Satz hatte ich vervollständigt, und plötzlich saß Helga Stolze steif vor uns. »Ja, ja, genau das hat mir die Stimme gesagt. Aber wie kommen Sie darauf, Herr Sinclair?«

»Weil ich sie ebenfalls gehört habe.«

Sie blieb sitzen und schwieg. Überhaupt kamen wir uns wie auf einer Insel des Schweigens vor. Die übrigen Geräusche waren verstummt oder zumindest weit weg. Selbst die Kellnerin kam nicht, um eine Bestellung aufzunehmen, sie schien zu spüren, daß hier etwas geschah, bei dem sie keinesfalls stören durfte.

Dann fragte die Frau: »Kann ich ein Wasser haben?«

Ich winkte die Bedienung herbei und gab den Wunsch weiter.

»Es ist so«, sagte Helga Stolze. »Eigentlich hätte ich jetzt Schnaps getrunken, scharfen Schnaps, wenn Sie verstehen, denn ich bin alkoholabhängig. Ich weiß es, alle wissen es, meine Kinder wissen es auch, und ich habe ihnen gegenüber verdammte Schuldgefühle. Aber jetzt, wo sie mich brauchen, habe ich mich zusammengerissen. Da will ich über den eigenen Schatten springen. Ich will sie finden, bevor ihnen etwas zustößt. Können Sie das verstehen?«

»Das können wir«, gab Harry leise zurück.

»Danke. Sie sind sehr nett. Was ich mit den Bewohnern hier erlebt habe, ist einfach schrecklich. Die haben mich ausgestoßen. Für sie bin ich nur die Säuferin, womit sie auch irgendwo recht haben, aber ich kann auch kämpfen. Ich will sie wiederhaben, nur weiß ich überhaupt nicht, was mit Ihnen passiert sein könnte. Ich habe die Leute hier gefragt, niemand hat sie gesehen, wohl Schulkameraden…«

»Und was sagten die?« fragte ich.

Frau Stolze konnte sich die Antwort noch überlegen, denn die Kellnerin brachte das Wasser, schenkte das Glas halbvoll, warf Helga einen etwas spöttischen Blick zu und zog sich zurück. Auch bei ihr schien Helgas Krankheit bekannt zu sein.

Helga mußte das breite Glas mit beiden Händen umfassen, so sehr zitterte sie plötzlich. Der Schweiß brach ihr aus allen Poren.

Wahrscheinlich verlangte ihr Körper nach Alkohol, aber sie trank das Wasser. So hastig, daß ihr einige Tropfen an der Unterlippe entlangrannen und bis zum Kragen hin durchliefen. Als das Glas leer

war, setzte sie es ab. Ich schenkte ihr nach, denn ich saß direkt neben ihr.

»Also, was haben Ihnen die Schulkameraden ihrer Kinder Ihnen gesagt?«

»Jens und Silvia sind gesehen worden, als sie Auto-Scooter fuhren.«

»Das ist nicht ungewöhnlich.«

»Nein!« protestierte sie. »Das ist bei anderen Kindern normal, aber nicht bei uns. Wir haben nämlich kein Geld. Ich habe kein Geld für sie«, flüsterte sie und schämte sich. »Ich konnte ihnen nicht mal zehn Mark für den Rummel geben. Aber sie sind gefahren. Ein Zeichen, daß ihnen jemand die Fahrt spendiert hat.«

»Jemand aus der Klasse?«

Frau Stolze schüttelte den Kopf. »Das kann nicht stimmen. Sie sind sehr lange gefahren, was die anderen schon gewundert hat. Einige waren sogar richtig frech und wollten wissen, wie meine Kinder, die ja eine versoffene Mutter haben«, fügte sie voller Bitterkeit hinzu, »an das Geld gekommen sind. Sie haben es ihnen dann gesagt und erklärt, daß sie es geschenkt bekommen haben.«

»Haben die Kinder das geglaubt?«

»Keine Ahnung.«

»Haben Sie nachgefragt?«

»Ja. Das wohl.« Sie nickte. »Jemand hat Jens und Silvia einen Schein gegeben.«

Beide horchten wir auf. »Kannten die beiden den Mann? War es jemand aus dem Ort?«

Auf Harrys Frage hob Helga Stolze nur die Schultern. »Nichts Genaues weiß man. Jedenfalls sind sie verschwunden. Und daran ist nichts zu ändern.«

»Sie haben aber noch andere Personen gefragt?« sagte ich. »Das konnten wir sehen.«

»Stimmt.« Jetzt schenkte sie sich Wasser nach. Es klappte schon besser. »Aber niemand wußte so recht etwas zu sagen. Sie sind zwar gesehen worden, doch…«

»Allein?«

»Keine Ahnung, Herr Sinclair. - Die Menschen auf einem Rummel sind zumeist zu sehr abgelenkt, denke ich.«

»Ja, da haben Sie wohl recht.«

Frau Stolze hatte getrunken und stellte das Glas wieder weg. »Sie haben von den Stimmen oder der Stimme erzählt, die Sie gehört haben, Herr Sinclair. Wie war sie denn? Können Sie mir da etwas mehr sagen?«

»Ich werde es versuchen. Es war eine Flüsterstimme.«

»Wie bei mir.«

»Ich konnte nicht herausfinden, ob sie einem männlichen oder

weiblichen Wesen gehörte.«
»Wie bei mir.«
»Und dennoch kam mir die Stimme bekannt vor. Ich muß sie schon mal gehört haben.«
»Ich nicht!« sagte die Frau. »Mir ist sie nicht bekannt vorgekommen. Ich habe sie nie zuvor gehört. Als sie aufklang, da saß ich in der Küche und habe mich natürlich dort umgesehen, denn die Stimme hörte sich an, als stünde der Sprecher direkt neben meinem Ohr. Aber er war nicht da, ich habe ihn nicht gesehen. Die Stimme war nur zu hören, und er sprach aus dem Unsichtbaren zu mir.«
»Das gleiche erlebte ich.«
Helga Stolze fing wieder an zu zittern. »Haben Sie denn schon darüber nachgedacht, wer es gewesen sein könnte?«
»Nein oder ja. Ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Wie gesagt, mir kam die Stimme bekannt vor. Nur weiß ich nicht, wie ich sie einordnen soll.«
»Ja, ich auch nicht«, murmelte sie, nachdem sie getrunken hatte. »Aber ich habe nachgedacht.«
»Über was?«
Helga Stolze atmete tief ein. »Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht auslachen, Herr Sinclair?«
»Versprochen.«
»Und Sie auch nicht, Herr Stahl?«
»Ich schließe mich an.«
Sie flüsterte ihre Antwort, als würde sie sich schämen. »Ich habe schon daran gedacht, daß es die Stimme des Schutzengels gewesen ist, die mir Bescheid gab.«
Wahrscheinlich erwartete sie, daß wir anfingen zu lachen, aber wir blieben stumm und ernst.
Das gefiel ihr auch nicht. »Warum sagen Sie denn nichts? Warum lachen Sie mich nicht aus?«
»Man lacht nur, wenn es etwas zu lachen gibt«, sagte ich. »In diesem Fall müssen wir davon absehen.«
»Dann glauben Sie, daß es der Schutzengel war, der sich bei mir und auch bei Ihnen gemeldet hat? Der Schutzengel meiner Kinder spricht mit einem Fremden?«
»Es kann sein.«
»Aber Sie glauben nicht daran -oder?«
»Nicht so recht, und ich will es Ihnen auch erklären, Frau Stolze. Mir ist die Stimme bekannt vorgekommen, das möchte ich noch einmal wiederholen.«
»Ah - so ist das.«
»Deshalb glaube ich nicht daran, aber es kann möglicherweise nicht weit davon entfernt liegen. Nur hat es keinen Sinn, daß wir länger

hier sitzen und darüber reden. Wichtig ist, daß wir Ihre Kinder aufspüren und herausfinden, was mit Ihnen passiert ist. Ich möchte ehrlich zu Ihnen sein, Frau Stolze. Wir sind Ihrer Kinder wegen hier in diese Stadt gekommen.«

»Ach?«

»Seien Sie jetzt bitte stark. Es hilft nichts, wenn wir Ihnen nur die Hälfte erzählen. Wir sind auf der Suche nach einem Schwerverbrecher.«

Sie unterbrach mich durch einen leisen Schrei. »Nein - meine Kinder…«

Ich hob die Arme an. »Bitte, er hat keine Kinder umgebracht. Setzen Sie sich wieder.«

Sie war halb aufgestanden. Jetzt ließ sie sich wieder steif auf die Bank sinken und fragte: »Was haben meine Kinder mit einem Schwerverbrecher zu tun? Warum gerade sie, Herr Sinclair? Können Sie mir das sagen?«

»Ja, das werde ich.«

In den folgenden Minuten erfuhr Frau Stolze von uns die ganze Wahrheit, und es war schwer für sie, diese zu akzeptieren. Aber sie brach nicht zusammen, wurde auch nicht hysterisch. Vielleicht war sie zu sehr geschockt, um so reagieren zu können. Sie sollte auch spüren, daß wir für sie da waren, deshalb legte ich meine Hand auf die ihre. Ich spürte den feuchten Film aus Schweiß, auch das Zittern bekam ich mich, und Frau Stolze fing sich wieder soweit, daß sie reden konnte.

»Wissen Sie, was ich jetzt möchte?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Zwei Dinge nur, die aber intensiv. Ich wünsche mich mit den Kindern weit weg, und ich möchte ferner, daß dies alles nicht wahr ist. Daß ich nur einen bösen Traum erlebe. Aber Träume gehen meistens nicht in Erfüllung, das weiß ich auch.« Sie senkte den Kopf und sah aus wie ein Häufchen Elend.

Harry Stahl schaute mich bedeutungsvoll an. Er schnaufte durch die Nase. Die Entwicklung paßte ihm nicht. Mir ebenfalls nicht. Aber was sollten wir denn tun?

Nichts. Wir mußten weiterhin im Hintergrund bleiben und versuchen, eine Spur aufzunehmen. An allererster Stelle stand, daß wir die Kinder fanden.

Aber wo sollten wir sie suchen? Sie waren des öfteren gesehen worden, das hatten Zeugen berichtet. Aber das War schon eine Weile her.

Helga Stolze hob wieder den Kopf. »Entschuldigung, aber es ist so verdammt schwer. Nicht nur, daß die Kjnder verschwunden sind, es kommen auch die Vorwürfe hinzu, die ich mir mache, wenn Sie verstehen.«

»Sicher«, sagte Harry, »das verstehen wir alles. Es ist nur so. Wir dürfen hier nicht in Trübsal versinken, sondern müssen etwas unternehmen. Die beiden müssen einfach gefunden werden. Es muß eine Spur geben. Irgendwo müssen sie sich aufhalten. Ihn zu finden, ist vorrangig.«

»Wie denn?« flüsterte die Frau.

»Sie kennen Ihre Kinder besser. Gibt es einen Ort, den sie bevorzugt haben? Irgendeine Stelle, wo sie sich immer gern aufhielten? Kann es sein, daß sie das ihrem Entführer mitgeteilt haben, denn er ist ja relativ fremd und kennt sich nicht aus.«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie leise. »Ich weiß es wirklich nicht. Es tut mir leid.« Sie schaute ins Leere. »Immerhin bin ich keine Durchschnittsfrau, sondern jemand, der dem Alkohol verfallen ist. Ich habe mich nicht so um meine beiden kümmern können, wie es hätte sein müssen. Und deshalb weiß ich viel zu wenig von ihnen.«

Das hörte sich alles nicht gut an. Harry und ich hockten wie auf heißen Kohlen. Wir ließen auch unsere Blicke schweifen. Es waren nicht mehr als Alibifunktionen. Ohne einen konkreten Hinweis kamen wir einfach nicht weiter.

»Wenn sich doch nur die Stimme wieder melden würde«, sagte Helga Stolze. Sie schaute dabei in den blauen Herbsthimmel, als wäre dort eine Erscheinung zu sehen.

»Daran habe ich auch gedacht«, gab ich zu.

»Meine Kinder haben doch einen Schutzengel oder wie man es nennen mag. Ich glaube fest daran. Ich will nicht, daß sie umgebracht werden. Das haben sie nicht verdient, das hat kein Mensch verdient. Wenn ihnen dieser Mensch etwas antut, wenn er sie…«

»Noch wissen wir nichts«, sagte Harry.

»Ja, Sie wollen mich beruhigen, aber wenn Sie ehrlich sind, dann sehen Sie auch keine Chance. Ich will nicht hier rumsitzen und warten. Ich möchte die beiden suchen.«

»Wo?« fragte Harry.

Die Antwort gab ich ihm. »Zunächst sollten wir uns die nähere Umgebung hier vornehmen. Ich meine, die rund um den Rummel hier. Da könnten sie sich versteckt halten.«

»Oder auch nicht!« Harry Stahl schüttelte den Kopf. »Dieser Kerl braucht nur einen Wagen zu haben. Er läßt sie einsteigen und verschwindet mit ihnen.«

Diesmal widersprach Helga Stolze. »Das wird bestimmt nicht geschehen. Wenn die beiden alles machen oder anstellen, aber sie steigen nicht zu einem Fremden ins Auto! Wenn ich mir etwas auf meine Erziehung einbilden kann, dann eben bei diesen Dingen. Ich habe sie beide immer wieder davor gewarnt, und sie haben mir auch immer versprochen, daß sie so etwas nie tun würden. Hinzu kommt,

daß sie zu zweit sind. Da wird auch ein Typ wie dieser Buzea schon seine Schwierigkeiten bekommen. Das ist meine Hoffnung.« Sie schaute uns um Zustimmung heischend an.

Ich gab zu, daß ihr Denken nicht falsch war. »Wenn dem so ist, konzentrieren wir uns eben auf die Umgebung. Sie kennen sich aus, Frau Stolze, denke ich.«

»Ja, ich wohne lange genug hier.«

»Auf der Fahrt hierher haben wir hier in der Nähe Felder und Wälder gesehen. Wir brauchen nur auf den Nachbarort zuzufahren, da sehen wir das, was ich beschrieben habe.«

»Sie denken an Verstecke wie Hütten oder was weiß ich…?«

»Genau, Frau Stolze.«

Sie dachte kurz nach. »Grillhütten«, murmelte sie dann. »Es gibt zwei Grillhütten in der Nähe.«

»Sehr gut.«

»Nein, nicht sehr gut, Herr Sinclair. Die Hütten eignen sich nicht. Sie liegen zu frei. Es gibt Zufahrten, die extra hergerichtet wurden. Dort halten sich auch zu viele Spaziergänger auf. Nicht alle befinden sich auf dem Rummel. Wir leben hier in einer Gegend, wo andere Urlaub machen. Die Menschen suchen die Ruhe in der Natur. Viele Spaziergänger und Wanderer sind hier unterwegs. Vielleicht hat ihn jemand mit den Kindern gesehen.«

»Aber sicherlich existieren auch Blockhütten im Wald«, sagte Harry Stahl.

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und zwischen den Orten? Ich kann mir vorstellen, daß es immer einsame Gehöfte gibt, die leerstehen. Keine Menschen, aber Scheunen und Schober, denke ich.«

Die Frau überlegte. »Da haben Sie schon recht, Herr Stahl«, sagte sie nach einer Weile.

»Das ist gut.«

»Aber sie liegen ziemlich verstreut. Es dauert immer eine Weile, bis man sie erreicht hat. Ich habe das Gefühl, daß sie gar nicht so weit weg sind.« Plötzlich sprach sie schneller weiter. »Aber Sie haben mich da auf eine Idee gebracht.«

»Und?«

»Es gibt hier in der Nähe einen Bau, der leersteht. Er soll unter Denkmalschutz gestellt werden. Man will ihn auch renovieren, damit er besichtigt werden kann. Es ist eine alte Mühle. Sie liegt ziemlich dicht an der Straße und…«

»Ist sie bewohnt?«

»Nein, man hat sie stillgelegt.«

Harry schaute mich an. »John, was sagst du dazu? Wäre das nicht eine Chance?«

Ich brauchte nicht lange nachzudenken. »Immer. Außerdem ist es besser, als hier herumzusitzen. Wir werden uns die Mühle anschauen. Können Sie uns den Weg beschreiben, Frau Stolze?«

»Können schon, aber das werde ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mitgehen werde.« Sie sah es meinem Gesicht an, daß es mir nicht paßte, und sie sprach sofort dagegen. »Hören Sie, es sind meine Kinder. Ich bin letztendlich für sie verantwortlich, trotz allem. Ich will wenigstens etwas tun. Etwas wiedergutmachen. Verstehen Sie?«

»Ja, ich habe begriffen.«

Harry Stahl winkte der Bedienung, um zu zahlen. Wir alle wußten nicht, ob wir richtig lagen oder ob wir durch die Fahrt zur Mühle nur Zeit verloren.

Hätten wir es nicht versucht, wären die Vorwürfe groß gewesen. Also mußten wir endlich einmal anfangen…

***

Es gab diese Gudrun nicht. Es gab also auch kein Essen, das sie gekocht hatte. Aber was gab es denn?

Nur ihn!

Nur diesen Mann, der beiden Kindern plötzlich suspekt war. Er kam ihnen nicht mehr geheuer vor. Seine Worte hatten sie geschockt und steif gemacht. Sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Aber beide spürten sie die Furcht, die wie Eiswasser in ihren Blutgefäßen von unten nach oben kroch.

»Keine Gudrun?« flüsterte Silvia. Wieder konnte Buzea ein Kichern nicht unterdrücken. »Nein, keine Gudrun. Du hast es schon richtig verstanden, meine Kleine. Ihr und ich, wir sind hier allein.« Er schlich näher an die Kinder heran und legte ihnen die Hände auf die Schultern. »Wir sind ganz unter uns, versteht ihr das? Ganz allein.«

Sie hatten es verstanden. Alt genug waren sie. Aber sie konnten beide nichts sagen. Die Kehlen waren zugeschnürt von den unsichtbaren Fesseln der Furcht. Vielleicht wollten sie an etwas denken, aber auch das schafften sie nicht. Zuviel wirbelte durch ihre Köpfe, und sie merkten den leichten Druck, mit dem sie nach vorn geschoben wurden. »Wir werden jetzt gehen«, sagte Buzea, »und ich werde euch mein kleines Reich hier zeigen. Diese Mühle gehört jetzt mir. Niemand aus dem Ort weiß davon. Ich habe sie einfach in Besitz genommen. Das war ich mir und der verdammten Gesellschaft schuldig, die mich über acht Jahre aus dem Verkehr gezogen hat. Außerdem werde ich euch meine Heiligen zeigen, und das ist etwas Besonderes.«

»Welche Heiligen?« flüsterte der Junge.

»Keine Sorge, ihr werdet sie noch sehen. Ihr werdet alles zu Gesicht bekommen. Freunden soll man es zeigen, und ihr seid doch meine

Freunde, oder nicht?«

Die Kinder schwiegen, was Buzea wiederum ärgerte. »Warum sagt ihr nicht, daß ihr meine Freunde seid?«

Silvia gab eine Antwort. Es war besser, wenn sie sprach, das wußte sie.

»Ja, wir sind deine Freunde.«

Er löste den Druck der Hände von ihren Schultern. »Gut, dann wollen wir gehen…«

Seine Worte klangen wie ein böses Versprechen. Um sich gegenseitig Halt zu geben, faßten sich die Geschwister an. So ähnlich mußte es auch Hansel und Gretel ergangen sein, die sich im dunklen Wald verirrt hatten.

»Schaut euch um!« flüsterte Buzea. »Schaut euch erst mal um. Das hier wird für kurze Zeit eure Heimat sein.« Den Hintersinn der Bemerkung verstanden die Kinder nicht. Sie waren ins zweite Glied gedrängt worden. Der Mann hatte sie zudem völlig verunsichert, ihre Vorfreude und Spannung auf das Neue war gekippt.

Nun regierte die Furcht.

Viel sahen sie nicht. Dazu war es einfach zu düster. Im unteren Teil war das Mauerwerk der Mühle zwar durch Fenster unterbrochen worden, die allerdings ließen nicht viel Licht durch. Vor den Öffnungen zeichneten sich vor ihnen zahlreiche Spinnweben ab, die im Licht der Sonne einen schon kostbaren Glanz angenommen hatten.

Der Boden bestand zumeist aus Stein. Einige alte Dielen sahen so aus, als wären sie hineingepreßt worden. Ein Mahlwerk war nicht zu sehen, das gab es weiter oben, wo sich auch der große Trichter befinden mußte, in den das Korn geschüttet wurde.

Damals zumindest, heute nicht mehr. Da war die vielleicht auch romantische Mühle zu einem schon unheimlichen Ort degradiert worden.

Schatten hatten sich in die Ecke gelegt. Sie waren nicht gestaltlos. Wenn die Kinder genauer hinschauten, entdeckten sie eine alte Truhe. Es gab auch eine schlichte Bank, und dann schälte sich ein Tisch aus dem schwachen Wechsel zwischen Licht und Schatten hervor.

Zwei schmale Bänke sahen sie auch. Eine Taurolle bildete einen kleinen Hügel.

Silvia und ihr Bruder hielten sich noch immer fest. Sie zwinkerten beide, als sie das Sonnenlicht blendete. Dann entdeckten sie eine Stiege aus dicken Holzstufen mit einem kräftigen Geländer an der Seite. Früher mußte der Müller seine Säcke dort hochgeschleppt haben, heute lag auf den Stufen dick der Staub.

Sie blieben vor der Treppe stehen. Ihre Lippen zuckten. Wohl jeder wollte etwas fragen, aber keiner traute sich, den Anfang zu machen.

Zudem hielt sich Alfons Buzea ebenfalls in ihrer Nähe auf. Sie sahen

ihn nicht, aber sie hörten, wie er sich ihnen näherte. Holzdielen und -bohlen knarrten.

»Gefällt es euch?«

Die Kinder spürten abermals den Druck der Hände auf ihren Schultern und schwiegen.

»He, warum sagt ihr nichts?«

»Es ist so düster!« flüsterte das Mädchen.

Buzea kicherte. »Richtig, meine Kleine, es ist düster. Es ist sogar sehr düster. Ich lebe hier im Reich der Schatten, aber ich habe auch das Licht. Nur kann ich euch sagen, daß die Schatten überwiegen. Ich liebe sie, versteht ihr? Ich liebe es, wenn die Schatten kommen und mich umfangen, denn diese sind für mich die Botschafter aus einem anderen Reich. Sie lieben mich, ich liebe sie. Ich freue mich, wenn ich sie sehe, dann weiß ich, daß ich zu Hause bin.«

»Da will ich auch wieder hin«, sagte das Mädchen mit weinerlicher Stimme. »Ich - ich will wieder nach Hause!«

Auf so etwas hatte Buzea gewartet. Das amüsierte ihn. Er freute sich darüber. Er war aufgeputscht, wenn er so etwas hörte. Dann fühlte er sich wie ein König, der über sein Volk bestimmen konnte, auch wenn dieses Volk nur aus zwei Personen bestand. Früher hatten andere über ihn bestimmt, heute war er der Herr.

»Das hier ist jetzt euer Zuhause, meine Lieben. Genau das. Ich mag es sehr. Ich bin hier der König. Ihr seid mit mir gekommen, und ihr werdet euch noch wohl fühlen.«

»Nein, nein!« quengelte Silvia. »Ich will es nicht. Ich will hier nicht bleiben und…«

»Du wirst es müssen, Kleine. Ich habe euch geholt, denn ich brauche euch. Ich werde euch mit meinen Heiligen bekanntmachen. Keine Sorge, es wird alles wunderbar sein. Die Mühle ist alt. Sie steckt voller Geheimnisse. In ihnen lauert das Unheimliche und das Fremde. Kennt ihr das Fremde?«

»Nein«, sagte Jens.

»Dann habt ihr bisher Pech gehabt. Aber ihr werdet es sehen. Ich habe alles vorbereitet. Geht hoch. Los, geht die Stiege hoch! Da oben wird eure Welt sein.«

Sie wollten nicht, denn sie hatten das Gefühl, daß alles anders wurde, waren sie einmal oben. Da gab es dann keine Tür mehr, durch die sie nach draußen schlüpfen und verschwinden konnten. Dort lag eine andere Welt, die beide zwar nicht kannten, von Silvia aber wie eine böse Märchenwelt empfunden wurde. Dort oben befand sich etwas Schlimmes. Sie sah nicht mal das Ende der Treppe, denn die letzte Stufe verschwand wie in einem dunstigen Staub.

»Ihr müßt dahin!« flüsterte der Mann. »Ihr müßt einfach nach oben gehen. Etwas anderes kommt nicht in Frage, verdammt noch mal.«

»Aber wir wollen weg!«

Jens hatte gesprochen. Er hörte auch das Knurren, und dann biß die Hand wie eine Zange in seinen Hals und drücke zu. Jens wurde die Luft genommen. Die Attacke war für ihn zu überraschend erfolgt, er hatte sich darauf nicht einstellen können. Er merkte, wie ihm die Luft knapp wurde. Dafür schlug sein Herz sehr schnell.

»Nichts werdet ihr. Ihr werdet genau das tun, was ich hier für richtig halte. Verstanden?«

Keine Reaktion.

»Ob ihr verstanden habt?« kreischte Buzea.

Beide deuteten ein Nicken an, und die Pranke löste sich vom Hals des Jungen.

Jens atmete wieder durch. Seine Angst bohrte sich tiefer. Er konnte nicht mehr normal stehenbleiben, sondern zitterte am gesamten Körper. Die Stufen schwankten vor ihm.

Silvia sah, wie schlecht es ihrem Bruder ging. Jetzt war sie die Beschützerin, und sie wollte auch, daß er es wußte. »Laß nur, Jens. Wir werden uns immer verstehen. Es wird alles gut werden. Ich weiß das genau. Es ist so toll, wenn wir zusammen sind, und ich weiß auch, daß wir beschützt werden. Ich habe von Schutzengeln gelesen. Sie werden kommen, und man wird uns nichts tun. Daran glaube ich fest.«

Buzeas widerliches, leises und kicherndes Gelächter unterbrach sie.

Ohne es zu wollen, hatte sie bei ihm etwas angesprochen, über das er nicht so einfach hinwegkam. »Schutzengel!« kreischte er. »Daß ich nicht lache! Es gibt keine Schutzengel mehr. Es gibt nur noch meine Heiligen. Habt ihr gehört? Meine Heiligen, die mich beschützen. Und es gibt den Satan, den Teufel, der das Sagen hat. Deshalb baut nicht auf eure Schutzengel. Sie sind nur mehr eine Farce!«

Silvia fing an zu weinen. Ihr Bruder mußte sie trösten. Er legte den Arm um sie, dann betrat er die Holzstufe und zog seine Schwester mit. Sie folgte ihm, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie fühlte sich so schlecht. Sie war aus der normalen Welt weggezerrt worden.

Sie tauchte wieder ein in etwas Böses, von dem sie nichts mehr hören wollte.

Immer wenn ihre Mutter so schrecklich viel getrunken hatte und nicht mehr Herrin ihrer Sinne gewesen war, hatte sie ähnlich gefühlt. Da aber hatten ihr die Schutzengel geholfen. Oder ihr Engel, denn sie glaubte fest daran, daß jeder Mensch einen eigenen Engel hatte. Etwas anderes kam für sie nicht in Frage.

Einer, der wachte, der ihr half, der dafür sorgte, daß es ihr gutging - und dies in einer Situation wie dieser. Er griff zwar nicht ein, aber sie wußte, daß er alles sah und sicherlich seinen Schutzschirm ausbreiten

würde, wenn es schlimm wurde.

Alfons Buzea blieb hinter ihnen. Er lachte ab und zu und räusperte sich.

Er schmatzte einfach widerlich und zeigte so seine Vorfreude.

Die Treppe kam den Kindern lang vor. Sie hatten die Köpfe zurückgelegt. Beide rechneten damit, daß sich am Ende der Treppe etwas zeigte oder daß etwas Böses, Unheimliches auf sie wartete, doch als sie höher kamen, offenbarte sich ihnen nichts. Es war jenseits der Treppe vielleicht noch finsterer als unten, obwohl durch die Dunkelheit schon ein gewisses Licht strich, als stünde dort eine geisterhafte Erscheinung.

Sie ließen auch die letzte Stufe hinter sich, gingen noch einen Schritt vor und blieben stehen.

Sie befanden sich in einem kleinen Vorflur. War die Mühle unter ihnen offen, so hatte sie jemand hier oben umgebaut. Da waren Wände gezogen worden, und sie sahen zwei Türen. Alte Säcke stapelten sich im Gang. Durch ein Fenster fiel der fahle Schein und leuchtete wie ein verirrter Lichtstrahl den Boden ab, wobei er den Staub tanzen ließ. Das alles gehörte hierher, ein Fremder hätte nichts Schlimmes dabei empfunden, anders die Kinder, denen die Umgebung auch weiterhin unheimlich war. Sie rochen das alte Gestein, sie sahen schwach die Balken an der Decke über sich, und sie wunderten sich auch, wieviel Platz sich in dieser Mühle befand, die von außen immer so klein ausgesehen hatte.

»Ich bringe euch in euer Zimmer«, flüsterte Buzea.

Silvia wollte etwas sagen, aber der Mann schob sie bereits vor. Er hielt sie in seinem Griff und sah dabei aus wie ein Raubtier, das seine Beute wegschleppte.

»Laß meine Schwester los!« rief Jens. Er mußte dem Mann folgen, der vorgegangen war und vor einer Tür stoppte.

»Geh hinein!« befahl er dem Jungen.

»Nein.«

»Soll ich dich töten?« flüsterte Buzea.

Beide Kinder erschraken. Sie hatten dieses böse Wort genau verstanden.

Eigentlich hatten sie damit gerechnet, daß es ausgesprochen werden würde, und sie waren nicht überrascht deswegen. Aber jetzt, wo es tatsächlich über die Lippen dieses Menschen geflossen war, da sahen sie ihn mit anderen Augen an, und auch bei Jens war der Widerstand zusammengebrochen. Er nickte zum Zeichen, daß er einverstanden war, dann lief er auf die Tür zu und zerrte sie auf.

Buzea hielt noch immer Jens Schwester. Sie war steif geworden. Sie wagte nicht, sich zu rühren, denn die Hand des Killers lag wie ein stumpfes Fallbeil auf ihrem Nacken.

Er schaute in einen düsteren Raum, in dem zunächst nichts zu erkennen war. Abgesehen von zwei helleren Flecken, die allerdings von den Schatten mehr verschluckt wurden. So konnte er nichts Genauer erkennen und wurde zudem von der Stimme des Mannes abgelenkt.

»Ihr werdet dort hineingehen. Der Raum ist dunkel. Ihr könnt aber Licht machen. Ich werde euch eine Taschenlampe geben.« Er hatte sie bereits hervorgeholt und steckte sie in Silvias rechte hintere Hosentasche. Dann drückte er das Mädchen vor, damit es ebenfalls die Schwelle überschreiten konnte wie sein Bruder.

Beide Kinder traten in das Dunkel hinein, und es wurde noch finsterer, als Buzea die Tür zuknallte und sie das Geräusch eines sich zweimal drehenden Schlüssels hörten.

Die Kinder waren eingeschlossen, gefangen in der Finsternis. Und sie hörten von draußen die helle Stimme des Mannes, der mit sich selbst sprach.

Dann drang das Geräusch von Tritten an ihre Ohren. Zuerst noch recht deutlich. Sekunden später aber hörten sie nichts mehr. Da hatte sich der Mann entfernt.

Um sie herum war es still geworden. Totenstill…

Und beide hielten den Atem an, als trauten sie sich nicht, irgendein Wort zu sagen.

Jens machte den Anfang. »Silvia…?«

»Ich bin neben dir.«

»Gut, gut.«

»Wir haben kein Fenster, Jens.«

»Ich weiß.«

»Der Mann hat abgeschlossen.«

Jens schluckte. »Wir sind gefangen.«

»Und mir ist kalt. Ich friere richtig.«

Der Junge hätte seiner Schwester gern seine Jacke gegeben, aber er hatte ja gar keine dabei. So konnte er nur vorschlagen, sie in den Arm zu nehmen und zu wärmen.

»Ja, tu das. Du zitterst ja«, flüsterte Silvia.

»Du aber auch.«

»Frierst du denn?«

»Nicht so besonders.«

»Ich immer noch.«

Jens zog die Schwester zu sich herum. Die beiden Kinder umarmten sich, und sie mußten beide weinen. Jens wollte nachdenken. Es fiel ihm schwer. Er wußte nur, daß sie gefangen waren, und das erinnerte ihn wieder an manches Märchen. Da waren auch Kinder gefangen genommen worden. Von bösen Menschen oder Hexen. Von irgendwelchen Riesentieren oder Monstren, und im Märchen waren

die Kinder immer gut aus der Sache herausgekommen. Da hatte das Böse stets verloren.

Das Böse hatte verloren!

Jens versuchte, sich aufzurichten, aber viel Hoffnung hatte er nicht. Trotz seines jungen Alters wußte er, daß Märchen eben Märchen waren und keine Wirklichkeit. Geschichten, die sich jemand ausgedacht hatte. Hier aber waren sie tatsächlich gefangen genommen und eingesperrt worden.

Silvia zitterte. Sie fror schlimm. Oder war es einfach nur die Angst, gegen die sie nicht ankam?

Jens streichelte den Rücken seiner Schwester. Es sagte ihr etwas ins Ohr, aber er wußte selbst nicht, was er da gesprochen hatte. Zudem kriegte er keine Antwort.

Die beiden Kinder standen in der Stille ihres Gefängnisses und wußten nicht, was sie tun sollten. Die Angst vor Buzea war groß geworden. Er hatte von irgendwelchen Heiligen gesprochen, nur glaubten sie nicht daran, daß es die gab.

Heilige sind gute Menschen. Buzea aber war schlecht, er war abgrundtief schlecht und widerlich. Er war der böse Mann aus dem Märchen, und er hatte auch vom Teufel gesprochen, denn der kam in den Märchen auch vor.

Jens hielt seine Schwester nicht so fest, als daß sie sich nicht hätte bewegen können. Sie drehte sich etwas zur Seite, und beide hörten plötzlich ein dumpfes Geräusch, weil neben ihnen etwas zu Boden gefallen war.

Silvia erschrak. »Was war das?«

»Weiß nicht.«

»Es war aber hier - nicht?«

»Ja, ja«, sprach der Junge zitternd. »Wollen wir nachschauen?«

»Willst du denn?«

»Ich will hier weg!« Jens hörte einen überraschten Laut. »Jetzt weiß ich es.«

»Was weißt du?«

»Das Geräusch, Jens. Da ist was gefallen. Die Lampe. Sie ist mir aus der Tasche gerutscht.« Silvia konnte plötzlich lachen, und es klang sogar befreit.

»Meinst du?«

»Ich schaue nach.« Sie löste sich von ihrem Bruder. Er sah sie schon, aber nur als düsteren Schatten, denn völlig finster war es in diesem Raum nicht. Da die Tür nicht ganz mit dem Boden abschloß, sickerte ein Lichtstreifen durch den Spalt.

Silvia bückte sich. Sie suchte nach der entfallenen Lampe, was nicht so einfach war. Der Gegenstand war etwas zur Seite gerutscht, und Jens hörte zu, wie die Hände seiner Schwester über den schmutzigen

Boden glitten.

»Ich hab' sie!«

»Gut.«

Das Mädchen richtete sich wieder auf und trat an seinen Bruder heran.

»Willst du leuchten?«

»Und dann?«

»Du kannst es ruhig.«

»Hast du denn Angst?«

Silvia zögerte mit der Antwort. »Ein wenig schon. Ja, ich fürchte mich. Ich weiß nicht, was sich hier befindet. Aber daß etwas hier ist, das spüre ich deutlich. Ich habe so ein komisches Gefühl, verstehst du?«

»Gib schon her!« Jens hatte versucht, überlegen zu sprechen, was ihm nicht so recht gelungen war, denn das Zittern in seiner Stimme war nicht zu überhören gewesen.

Die Lampe wurde ihm zwischen die Finger gedrückt. Er umklammerte sie hart, als wäre sie so etwas wie ein Rettungsanker. Silvia hörte ihn atmen, dann drehte er sich von seiner Schwester weg, während der Finger nach dem Schalter tastete. Es war eine normale Stableuchte mit einem Gehäuse aus Kunststoff und deshalb relativ leicht.

Der Junge fand den Schalter und schob ihn nach vorn. Augenblicklich schnitt ein heller Arm in die Dunkelheit.

In Hüfthöhe strich er über den Boden und hinterließ auf dem Mauerwerk gegenüber einen hellen Kreis, der den beiden Kindern wie das Glotzauge eines Riesen vorkam.

»Leer?« hauchte Silvia.

»Weiß nicht…«

»Leuchte doch mal. Vielleicht gibt es doch ein Fenster, durch das wir klettern können.«

»Nee, das glaube ich nicht«, sagte der Junge und leuchtete die Wände ab. Nichts. Dann schickte er den Lichtschein zu Boden, und er sah auch die beiden Gegenstände, die dort standen.

Zwei weiße Särge.

Er wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken.

Deshalb gab Silvia mit zitternder Stimme ihren Kommentar dazu ab.

»Das sind Särge, Jens, das sind zwei weiße Särge. Und die sind für uns bestimmt…«

***

Jens Stolze konnte nicht sprechen. Seine Kehle war zugeschnürt.

Zudem hatte noch jemand einen Kloß in seinen Rachen hineingepreßt, und die Luft war ihm ebenfalls knapp geworden. Er sah

die Särge, die fest auf dem Boden standen, aber er sah auch, wie sie sich bewegten, denn sie schwangen hin und her, als befänden sie sich auf einem schwebenden Floß.

Nein, so war es nicht. Es lag an ihm. Der Junge schwankte. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Das Licht und die beiden Särge drehten sich vor seinen Augen. Zugleich erinnerte er sich noch an die letzten Worte seiner Schwester.

»Sie sind für uns…«

Stimmte es? Hatte sie recht? Waren die beiden Särge nur für sie beide gedacht?

Ja, man mußte es so sehen, denn sie waren Kinder, und sie wußten auch, daß Kinder zumindest in ihrer kleinen Stadt in weißen Särgen beerdigt wurden. Das hatten sie einmal erlebt, als eine Schulkameradin verunglückt war. Sie waren bei der Beerdigung gewesen und hatten dort auch einen weißen Sarg gesehen.

Jetzt standen sie hier. Ähnliche oder gleiche Särge, die sich wie ein Ei dem anderen glichen.

Silvia stand etwas von ihrem Bruder entfernt, trat aber jetzt näher an ihn heran, denn sie wollte seine Wärme spüren.

Sie merkte, wie er zitterte. Er stand - ebenso wie sie - unter einem wahnsinnigen Druck. Für ihn war es schon ein Wunder, daß ihm die Lampe nicht aus der Hand gerutscht war, denn zwischen ihr und seiner Haut hatte sich ein Schweißfilm gebildet.

Er schluckte, doch die Flüssigkeit stieg wieder in die Höhe. Dann wurde ihm schwindlig, und er versuchte, sich an Silvia abzustützen.

Aber ihr erging es ähnlich. Auch sie war nicht in der Lage, normal zu stehen. Sie schwankte hin und her, und aus ihrem Mund drangen schluchzende Geräusche. Laute, die zwar von einem Menschen stammten, aber auch zu einem Tier gepaßt hätten. Dieses verzweifelte Schluchzen, eine Folge der Erkenntnis darüber, was Buzea mit ihnen vorhatte. Er würde sie in die Särge stecken, sobald sie tot waren.

TOT!

Auch Jens konnte nicht sprechen. Er weinte still. Er ließ dabei langsam den Arm sinken, und der helle Strahl bewegte sich. Er senkte sich dem Boden entgegen und fiel wie ein Schleier von den beiden Särgen ab.

Die Dunkelheit nahm wieder zu und saugte die beiden Särge auf. Genau neben Jens rechtem Fuß war der zitternde Kreis zu sehen. Mit der linken Hand wischte er sich die Tränen aus den Augen. Er hatte Mühe beim sprechen, und als er redete, drangen die Worte nur schluchzend über seine Lippen. »Glaubst du immer noch an den Engel, Silvia?«

Sie schwieg.

Jens ließ nicht locker. Er wollte einfach so etwas wie eine positive

Reaktion hören. »Glaubst du noch daran?«

»Weiß nicht…«

»Ich aber. Wir haben doch alle einen Schutzengel. Kinder besonders, das hat Mutti früher mal gesagt.«

»Weiß ich…« Silvia räusperte sich. »Ich habe ihn nur nicht gesehen. Ehrlich nicht. Man kann an ihn glauben, Jens. Und wenn es hart auf hart kommt, dann zeigt er sich.«

»Ich habe ihn auch noch nie gesehen. Nicht einmal, wenn ich geträumt habe. Aber ich glaube an ihn.«

Jens beschäftigte sich bereits mit anderen Gedanken. »Ein Fenster gibt es hier nicht.«

»Ja.« Die kurze Antwort klang traurig. »Aber willst du nicht noch mal leuchten?«

»Warum?«

»Nicht die Särge. Aber«, sie biß sich auf die Lippen. »Ich glaube, da was gesehen zu haben.«

»Und was?«

»Eine Tür vielleicht.«

»Leuchte mal!«

Der Junge hob die Lampe wieder etwas an, hütete sich allerdings davor, die Särge anzuleuchten. Der Kreis blieb nach wie vor auf dem Boden und hinterließ dort einen hellen Kreis.

»An der rechten Seite, Jens, da muß es sein.«

Es fiel dem Jungen nicht leicht, den Arm zu heben. Wieder spürte er das Zittern, und der Kreis tanzte durch den Raum, erreichte die Wand und glitt daran hoch.

»Langsamer jetzt, viel langsamer, Jens.«

»Gut.«

Mauerwerk bekam einen gespenstisch blassen Hauch. Der Staub hatte es im Laufe der langen Jahre grau werden lassen. Spinnweben und Pfanzenreste bildeten zudem eine Schicht, die auf dem alten Gestein regelrecht festklebte.

»Da, da, da…!« Silvia sprach hastig und hätte sich beinahe auf die Zunge gebissen. »Da ist doch eine Tür, Jens!«

Der Junge nickte. Wieder fing sein Herz an zu klopfen. Die Tür hatten sie beim ersten Ableuchten übersehen, jetzt aber sahen sie die Umrisse schon sehr klar.

Die Tür mußte später eingebaut worden sein, denn ihre Umrisse traten deutlicher hervor als das übrige Mauerwerk. Jens bewegte seine Hand wieder. Der Kegel wanderte jetzt über ein braun und zugleich feucht aussehendes Holz, in das sich auch einige breitere, helle Streifen hineingefressen hatten.

Sie sahen ein Schloß, aber keinen Schlüssel, der von innen steckte. Und sie entdeckten eine Klinke aus Metall, die ebenfalls sehr schwer

aussah.
»Ja, das ist sie«, sagte Silvia leise.
»Ob sie offen ist? - Soll ich versuchen…?«
Das Mädchen nickte.
Jens näherte sich der Tür mit vorsichtigen Schritten. Er spürte den Druck in seinem Magen. Das Gesicht war naß, die Tränen trockneten nur langsam.
Jens blieb vor der Tür stehen. Die Klinke zog ihn an. Er wechselte die Lampe in die linke Hand, damit er die rechte frei hatte, um sie auf das Metall legen zu können.
Er spürte die Kühle.
Behutsam drückte er die Klinke nach unten. Es entstanden dabei Kratzgeräusche. Er lauschte ihnen und hielt den Atem an, als er den Druckpunkt erreichte.
Hinter sich hörte er das heftige Keuchen seiner Schwester. Für beide waren die folgenden Sekunden unheimlich wichtig, doch sie glaubten nicht, daß hinter der Tür der Weg in die Freiheit begann.
Jens drückte sie nach außen.
Nichts passierte.
Dann wollte er sie nach innen ziehen, aber auch so ließ sich die Tür nicht öffnen.
Es war keine Überraschung, er hätte damit rechnen müssen, und er drehte sich wieder um. Seine Schwester wurde nicht direkt angeleuchtet.
Im Widerschein der Lampe wirkte sie bleich und wie eine fremde, kalte Gestalt.
Jens hob die Schultern. Es sah so schrecklich einsam aus. Der Mund zuckte, aber er konnte die Tränen zurückhalten.
Silvia schaute ihm entgegen. »Wir sind doch gefangen«, sagte sie. »Wir sind gefangen!«
»Ja…«
Das Mädchen wollte sich setzen. Aber es gab keinen Stuhl, und zu den beiden Särgen wollte sie nicht hin. Also ließ sie sich auf den Boden sinken und vergrub ihr schmales Gesicht in beide Hände. Ein Teil des blonden Haars klebte an der Stirn fest. Der Körper war ebenfalls mit dünnem Schweiß bedeckt, und sie merkte auch, wie ihr Herz so laut schlug, als wäre es nicht mehr ihr eigenes.
Jens wußte auch nicht, was er machen sollte. Er bheb für einen Moment neben seiner Schwester stehen. Nicht einmal huschte der Strahl über die hellen Särge hinweg, weil er die Hand hatte in die Höhe zucken lassen, dann schaltete er die Lampe aus. Es wurde finster.
Silvia lehnte sich gegen ihren Bruder. Es tat beiden gut, die Körper zu spüren, und Jens, der sich in die Beschützerrolle gedrängt sah, strich

immer wieder mit seiner Hand über die Schulter und danach den Arm der Schwester hinweg.

Auch er starrte in die dunkle Leere. Alles um ihn herum war so dumpf geworden.

Sie konnten nichts tun.

Sie konnten nur warten, denn irgendwann würde der Mann kommen, um sie zu töten. Die Särge standen bereit. Er würde sie irgendwo verscharren.

Das brachte auch Jens fast um den Verstand, und er sackte ebenfalls zusammen. Er fing an zu weinen und spürte kaum, daß auch Silvia ihn streichelte.

Sie hatte sich jetzt besser unter Kontrolle, und sie nahm auch ihre Umgebung mehr auf.

Da sie nicht so weit weggetreten war, hörte sie plötzlich die Geräusche.

Zuerst wußte sie nicht, woher sie kamen. Die tollsten Möglichkeiten schössen ihr durch den Kopf. Sie dachte daran, daß jemand in den Särgen lag und diese Geräusche machte.

Ein Kratzen und Stöhnen. Unheimliche Laute. Sie wußte nicht mal, ob ein Mensch oder ein Tier sie ausgestoßen hatte. Jedenfalls waren sie vorhanden, und sie hörten sich an wie ein ferner Singsang, der hin und wieder von einem rauhen, bösen Flüstern unterbrochen wurde.

Eine Stimme oder mehrere?

Silvia kam damit nicht zurecht. Es wurde eng um sie herum. Der Druck in ihrem Körper nahm noch mehr zu, und sie drehte den Kopf nach rechts, um besser hören zu können.

Es klappte auch, denn plötzlich wußte sie, woher die Laute kamen.

Hinter der zweiten Tür waren sie aufgeklungen. Dort mußte sich jemand aufhalten, und sie konnte sich sehr gut vorstellen, wer es war.

Alfons Buzea!

***

Der Verbrecher hatte sich beherrschen müssen, um seine Freude nicht laut hinauszuschreien. Wie naiv, aber trotzdem normal, waren ihm die beiden doch ins Netz gegangen! Er hatte sie mit seinen Worten beruhigt, sie waren ihm gefolgt, sie waren so neugierig gewesen, und jetzt befanden sie sich unter seiner Kontrolle. Bei den Särgen, die sie bestimmt schon gesehen hatten. Wenn sie schlau genug waren, dann ahnten sie, für wen er die Särge in die Mühle geschafft hatte.

Ja, sie würden sich wundern, wozu er alles fähig war. Er würde den Heiligen ihre Opfer bringen und von ihnen reich belohnt werden. Zweimal hatte er abgeschlossen und ging nun auf eine zweite Tür zu, die nur wenige Schritte von der des Gefangenenraums entfernt lag.

Er zerrte sie auf und betrat den dahinter liegenden Raum, wo noch der große Trichter stand, mit den Mahlsteinen darunter, der breiten Öffnung im Fußboden, den beiden Flaschenzügen mit den krummen Haken, den alten Säcken, dem Staub auf dem Boden, und den beiden relativ großen Fenstern, durch die genügend Tageslicht fiel, das den Raum mit seinem weichen Schleier bedeckte. Er war zufrieden.

Die anderen Fenster hatte er durch schwarze Tücher zugehängt. Viel Licht brauchte er nicht. Er kam mit dem aus, was in den größeren Raum hineindrang.

Hier fühlte er sich besonders wohl, denn hier hatte er die Ruhe, die er brauchte.

Einen vierbeinigen Schemel schob er mit dem Fuß zur Seite und ließ sich auf der nackten Erde nieder. Das geschah langsam, denn eine gewisse Würde mußte er einhalten.

Alfons Buzea freute sich auf seine Meditation, die ihn immer tiefer in andere Welten eintauchen ließ. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die es fertigbrachten, Grenzen zu überwinden. Er wußte selbst nicht, ob er in der Lage war, seinen Geist vom Körper zu trennen. Wenn er sich aber in diesen anderen Zustand hineinversetzte, dann öffnete sich eine Tür zu anderen Dimensionen.

Im Schneidersitz hockte er auf dem Boden. Den Blick auf die Tür gerichtet, die zum Nachbarhaus führte und wo sich die beiden Kinder befanden.

Er lächelte für einen Moment. Die Heiligen wußten sicherlich schon Bescheid, sie würden sich freuen, wenn er mit ihnen redete und ihnen auf seine Weise erklärte, daß er nun wieder voll für sie da war. Die lange Zeit im Zuchthaus lag hinter ihm, und er hatte sie nur deshalb so gut aushalten können, weil er auch weiterhin den Kontakt mit der anderen Welt aufrechterhalten hatte und die Heiligen ihn nicht im Stich ließen, denn er war ihr treuer Diener.

Seine Hände lagen flach auf den Oberschenkeln. Er fühlte sich ungemein gut. Er dachte auch an die beiden Toten, die er zurückgelassen hatte. Das war seine persönliche Rache gewesen, es hatte nichts mit den Heiligen zu tun, aber die grausame Zeit begann erst jetzt richtig.

Er schloß die Augen.

Niemand störte ihn. Die Kinder waren ruhig. Auch von draußen hörte er kaum ein Geräusch, abgesehen vom leisen Murmeln des Bachs, an das er sich aber gewöhnt hatte.

Da dieser Raum zum freien Gelände hin lag, nahm er kaum wahr, wenn auf der Straße ein Wagen vorbeifuhr.

Die Gestalt erstarrte.

Ein Zuschauer hätte dies deutlich mit ansehen können. Sie wurde nicht kleiner, trotzdem war das Gefühl vorhanden. Sie sackte

irgendwo weg, sie war nicht mehr so menschlich, wie sie noch vor einigen Sekunden ausgesehen hatte.

Der Verbrecher glich mehr einem sitzenden Standbild: er atmete nur noch flach.

Doch sein Geist war vorhanden. Er hatte ihn auf eine seltsame Wanderschaft geschickt.

Trotz seiner geschlossenen Augen drangen schwache Bilder in seinen Bereich. Er sah sie nur als finstere Schatten, aber sie waren vorhanden, und er selbst erweiterte seinen Blickwinkel auf Bühnenformat, in dem er sich als Mittelpunkt sah.

Er schickte seine Gedanken weg, weit weg. Hin zu ihnen, hin zu seinen Freunden. Er hatte nicht erst die Dunkelheit abwarten wollen wie früher in der Zelle, er wollte jetzt, am Tag, mit ihnen Kontakt aufnehmen, und er spürte, wie der Zwang ihn erwischte, endlich den Weg zu ihnen zu finden und sie zu locken.

Er tat es mit Worten. Seine Lippen bewegten sich, alles andere blieb starr. Zuerst drangen nur murmelnde Worte aus seinem Mund. Sehr dumpf gesprochen, als hätte er eine Sprache hervorgekramt, die es nur tief in der Vergangenheit gab.

Seine Worte klangen flehend. Er schickte sie der anderen Welt entgegen, die auch für ihn nicht sichtbar war. Doch er wußte, daß man ihn sah, und daß der Weg zurück bald frei sein würde.

Dann kamen sie.

Er wußte es.

Sie krochen heran. Sie waren lautlos. Die Heiligen der Finsternis brauchten nicht zu schreien und nicht laut zu sprechen. Er spürte bereits ihre Nähe und freute sich über dieses wunderbare Gefühl, das er so lange vermißt hatte.

Sie hatten ihn nicht vergessen.

Sie würden kommen.

Er hielt die Augen jetzt weit offen. Aber sie sahen nicht mehr so aus wie sonst. Sie waren verdreht, als versuchte dieser Mensch hier, in jede Ecke des Raumes zu schielen.

Stotternde Laute drangen aus seinem Mund. Die Zunge bewegte sich. Er schmatzte, er schlürfte wie ein schrecklicher Ghoul, und sein Körper zuckte dabei.

Die Hände lösten sich von den Oberschenkeln. Sie schlugen gegen den Boden. Fingernägel kratzten darüber hinweg, als wollte er das schmutzige Gestein aufrauhen.

Es war noch immer Alfons Buzea, der dort hockte. Aber er war trotzdem zu einem anderen geworden. Der fremde Einfluß, der Blick in die andere Welt hatte ihn verändert, so daß er wie ein Zombie wirkte.

Noch immer konnte er sehen. Irgendwo vor ihm, nicht in der

Realität, aber trotzdem so real, bewegten sich die Schatten wie dunkle, zuckende Fahnen auf ihn zu, als wollten sie ihn in einer schon maßlosen Gier brutal verschlingen.

Sie waren schnell, sie waren gestaltlos, und sie hatten die Grenze zu ihrem Reich überschritten.

Jetzt waren sie bei ihm. Er stöhnte auf.

Einmal, zweimal. Es drang wie ein böser Stich durch seine Brust. In seinem Kopf dröhnte es, als wären kleine, böse Geister dabei, mit zahlreichen Folterwerkzeugen zuzuschlagen.

Das machte ihm nichts.

Er kannte es.

Die alte Zeit hatte ihn wieder, und es war auch an der Zeit, aus der Starre zu erwachen.

Keine Meditation mehr. Kein sich Versenken in eine fremde Welt. Er hatte die Brücke geschaffen. Seine Seele war schwarz genug, um die Schatten zu holen, und er brauchte auch nicht mehr auf seinem Platz zu bleiben.

Langsam stand er auf. Wie ein Mensch, der Schwierigkeiten hatte, auf die Füße zu kommen. Die seltsame Reise hatte ihn angestrengt und schwer mitgenommen. Er blieb gebückt stehen, seine Arme hingen nach vorn und pendelten sogar, als suchten sie Halt. Buzea bewegte sich in einem Halbkreis, keuchte und hatte Mühe, sich wieder normal hinzustellen.

Aber er schaffte es.

Diesmal konnte er tief Luft holen. Es ging ihm schon nach wenigen Atemzügen besser. Auf der Stelle blieb er stehen, aber er schaute nicht mehr nur in eine Richtung.

Langsam drehte er sich um.

Erfolg oder nicht? In den nächsten Sekunden würde sich diese Frage beantworten.

Die Schatten waren da.

Sie umstanden ihn. Sie waren überall, sie hatten sich verteilt, die Mühle gehörte ihnen.

Seine Heiligen waren da. Sie hatten ihn ge- und erhört. Und sie warteten darauf, daß er ihnen die Opfer brachte…

***

Ich konnte mir vorstellen, daß es Harry Stahl und Helga Storze ebenso erging wie mir. Irgendwo kam es jetzt auf jede Minute an, und deshalb beeilten wir uns auch so. Ich war aufgeregt, mein Herzschlag konnte nicht mehr als normal angesehen werden. Ich fürchtete mich vor der nahen Zukunft wie ein Kind vor der Finsternis des Kellers.

Wir hatten es hier zwar mit einem Menschen zu tun, einem Mörder, aber auf der anderen Seite sah ich ihn auch als ein magisches

Phänomen an.

Ich wußte nicht genau, wie ich ihn einordnen sollte. Er gehörte zum Kreis der Menschen, aber er war auch jemand, dem sich die andere Welt eröffnet hatte.

Eine Welt, die so vielfältig und unberechenbar war, daß man sie weder erfassen, noch beschreiben konnte. Sie hatte einfach zu viele Facetten, aber im Prinzip war sie düster und ungemein schlecht. Die Welt der Dämonen, des Bösen, des Teufels, wie auch immer. Und zugleich die Welt, die von jemandem regiert und in Bewegung gehalten wurde, das absolut Böse schlechthin war, nämlich Luzifer.

Ich hatte über diesen Buzea nachgedacht. Vom Ansehen her kannte ich ihn nicht. Was in den Akten stand, mochte zwar der Polizei dienen, mir allerdings weniger. Denn dort gab es nur Fakten zu lesen. Da war aufgeführt worden, welche Taten dieser Mann begangen hatte, aber über Motive hatte ich nichts lesen können.

Sie waren nach wie vor in einer tiefen Dunkelheit versteckt. So tief wie die schwarze Seele dieses Alfons Buzea.

Ich hatte auch daran gedacht, ihn zu den Kreaturen der Finsternis zu zählen. Daran aber glaubte ich nicht so recht, denn als Kreatur der Finsternis hätte er sich nicht jahrelang hinter Gitter sperren lassen. Da wäre er früher ausgebrochen. Aber er hatte gewartet. Eiskalt auf seine Rache hingearbeitet, die er teilweise schon hatte erfüllen können.

Und noch eine unbekannte Größe beschäftigte mich. Es war die Stimme, die ich in der Höhle vernommen hatte. Dieses geisterhafte Wesen, dessen Sprache so neutral gewesen war. Und doch kannte ich sie.

Während wir den Weg zur Mühle eingeschlagen hatten, zerbrach ich mir darüber den Kopf. Noch immer bekam ich es nicht in den Griff. Sie war eine Größe, auch eine bekannte, aber…

Harry sprach mich an, weil Helga Stolze, die vor uns herging, stehengeblieben war. Sie hielt sich am Rand der Straße auf, atmete tief durch und wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Noch immer schien die Sonne mit voller Kraft und hatte uns alle drei ins Schwitzen gebracht.

»Was ist denn los?« fragte ich. »Keine Ahnung. Sie sing plötzlich nicht mehr weiter. Als ich sie fragte, gab sie mir keine Antwort. Versuch du es mal.«

Helga Stolze stöhnte. Ihre Lippen zitterten. Die Augen waren weit geöffnet und wirkten gläsern. Sie starrte über die Straße hinweg, als wäre sie mit ihren Gedanken woanders. Als ein Wagen dicht an ihr vorbeifuhr, reagierte sie nicht mal. Helga Stolze schien sich gedanklich weit weg zu befinden. Erst als ich sie sanft vom Rand der Straße zurückzog, da kam sie wieder zu sich, und ihr Blick wurde normal.

»Frau Stolze…?«

Sie hörte meine Stimme. Mit einer langsamen Bewegung wischte sie über ihr Gesicht und hauchte: »Das ist es wohl gewesen. Ja, das ist es wohl gewesen…«

»Was gewesen?«

»Die Kinder - sie sind seine Gefangenen. Er hat sie sich gekrallt und wird sie töten wollen.«

Ich stellte mich vor die Frau und drehte der Fahrbahn den Rücken zu.

»Ruhig, Frau Stolze, bitte seien Sie ruhig. Sie dürfen jetzt nichts überstürzen.«

»Nein, das tue ich auch nicht. Aber ich…« Sie konnte es kaum aussprechen. »Ich hatte wieder Kontakt. Verstehen Sie?«

»Sie meinen die Stimme?«

»Ja, ja.« Die Antwort wurde von einem zweimaligen Nicken begleitet. »Die Geisterstimme.«

»Das ist gut.«

»Warum?«

»Es zeigt uns, daß wir nicht allein sind, Frau Stolze. Wir werden beobachtet.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich möchte nur wissen, was Ihnen die Stimme gesagt hat. Wissen Sie jetzt mehr?«

»Ja, ich glaube schon, daß ich jetzt mehr weiß. Der will sie töten, er will Silvia und Jens einfach töten. Ist das nicht grauenvoll, Herr Sinclair?«

»Ja, das ist es«, stimmte ich ihr zu. »Aber ich denke doch, daß wir noch eine Chance haben.«

»Ha«, krächzte sie. »Welche denn?«

»Was hat die Stimme gesagt?«

»Wir sind auf dem richtigen Weg. Aber wir werden wohl nicht rechtzeitig ankommen.«

»Bei der Mühle?«

»Ja.«

»Dann laß uns doch gehen und das verdammte Ding stürmen«, sagte Harry Stahl, der zu uns getreten war. »Wir müssen es tun und dürfen keine Sekunde mehr verlieren.«

»Darin gebe ich dir recht. Aber nicht stürmen. Nicht wie die Berserker in die Mühle hineingehen. Wir müssen uns schon etwas einfallen lassen und versuchen, sie heimlich zu betreten.«

»Von der Rückseite. Oder woher?«

»Zum Beispiel.«

»Das klappt doch nicht, John. Der ist nicht dumm. Der wird sich abgesichert haben.«

»Ich gehe hin!« sagte Frau Stolze. »Und keiner von Ihnen wird mich davon abhalten können.«

Ich schaute sie an, und der Widerstand gegen ihren Vorschlag schmolz dahin, je länger ich mir darüber Gedanken machte. Wenn ich mal die Emotionen außen vorließ und realistisch darüber nachdachte, dann hatte dieser Vorschlag etwas für sich. »Ja«, sagte ich nach einer Weile und nickte ihr dabei zu. »Das ist gar nicht so schlecht.«

»Meinst du das im Ernst, John?«

»Aber sicher doch. Es ist mein voller Ernst. Es ist wirklich nicht so schlecht, wenn Frau Stolze vorgeht, vorausgesetzt, sie ist mutig genug.«

Ich hörte ihr hartes Lachen. »Darauf können Sie sich verlassen, Herr Sinclair. Was habe ich denn zu verlieren? Sagen Sie es mir? Kann ich noch verlieren? Nein, bestimmt nicht. Ich habe bereits verloren, ich bin ganz unten. Tiefer geht es nicht mehr. Aber ich kann mir den Weg nach oben suchen, und das werde ich auf jeden Fall. Ich ziehe mich an den eigenen Haaren wieder hoch, das schwöre ich Ihnen.«

»Es wird nicht leicht werden.«

»Das weiß ich, Herr Sinclair. Sagen Sie mir nur, was ich genau tun soll -und die Sache läuft.«

»Gut, wir müssen es versuchen. Sie werden zur Tür gehen. Sie können klopfen oder versuchen, sich hineinzuschlagen. Machen Sie nur genügend Lärm, damit dieser Buzea abgelenkt wird, denn wir brauchen Zeit, um die Mühle von einer anderen Seite zu betreten.«

»Sie wollen in seinen Rücken?«

»So hatte ich es mir vorgestellt.« Über ihre blassen Lippen huschte ein Lächeln. »Das ist sogar ausgezeichnet, meine ich.« Sie rieb ihre Hände und holte geräuschvoll Luft. »Nur so können wir ihn packen.« Dann deutete sie nach vorn, wo die Straße in eine leichte Rechtskurve hineinglitt. »Am Ende dieser Kurve steht die Mühle leicht versetzt im Gelände. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, schlagen Sie sich schon jetzt in die Büsche.«

»Das wollten wir auch.«

»Dann - dann…« Sie schluckte und hatte Mühe, die Fassung zu bewahren. »Dann sehen wir uns später?«

Ich nickte. »Und ob wir uns sehen. Gesund und munter. Auch Ihre beiden Kinder.«

Sie schaute mich an wie jemand, der darüber nachdachte, ob der andere gelogen hatte oder nicht. Dann drehte sich Frau Stolze wortlos um und lief davon.

»Bist du sicher?« fragte Harry Stahl, »daß wir uns alle gesund und munter wiedersehen?«

Ich war schon dabei, die schmale Böschung des Bachbetts hinunterzurutschen. »Sicher nicht, aber ich hoffe es.« Dann stieß ich

mich ab und sprang mit einem langen Satz über das quirlige Wasser hinweg, hinein in das Gebüsch, das unter meinem Gewicht knackend zusammenbrach, mich aber trotzdem auffing. Auch Harry sprang. Zu kurz.

Er landete im Wasser. Fluchend und naß bis zu den Hüften lief er an der anderen Seite wieder hoch.

Ich wartete auf ihn. Die vielen Bäume nahmen uns den Blick auf die Mühle. Es änderte sich sehr rasch, als wir den Niederwald erreichten und die Lücken größer wurden.

Von der Seite her liefen wir auf die Mühle zu, deren Flügel sich nicht bewegten und im Lauf der Zeit so schwarzgrau wie verkohlte Arme geworden waren.

Überhaupt war das gesamte Bauwerk düster und strahlte eine gewisse Bedrohung aus. Das alte Mauerwerk, die schmalen Fenster dazwischen und auch die Stille, die sich um die Mühle herumgelegt hatte, paßte dazu. Wir mußten uns die Zeit nehmen und die Fensteröffnungen beobachten. Dahinter entdeckten wir keine Bewegungen. Es zeichnete sich auch niemand ab, der uns beobachtet hätte.

Alles war normal wie immer… »Laß uns gehen«, sagte Harry mit gepreßt klingender Stimme. »Ich will endlich hinein und Buzea die Rechnung präsentieren…« Wir gingen.

Ich aber blieb schon sehr bald stehen, denn plötzlich war wieder die Stimme in meinem Kopf zu hören, und sie sprach diesmal lauter als sonst…

***

Helga Stolze war nicht mehr dieselbe Person wie noch vor einem oder zwei Tagen. Sie hatte sich zwar äußerlich nicht verändert, aber ihre innere Einstellung war eine andere geworden. Das wußte sie genau. Das stand für sie fest. Sie hatte sich gedreht. Sie wollte sich wieder um ihre Kinder kümmern, wie es sich für eine Mutter gehörte. Daß es Tiefschläge geben würde, wußte sie auch. Der Dämon Alkohol würde sie nicht so schnell aus seinen Klauen entlassen. Später würden ihr die Kinder vielleicht neuen Halt geben. Die Kinder!

Noch immer war es für Helga Stolze so gut wie unfaßbar, daß sich Silvia und Jens in einer derartigen Lage befanden. Bisher war deren Leben in einem normalen Rahmen verlaufen, aber seit heute hatte sich auch unter ihnen eine Falltür geöffnet, die sie verschlang. Sie waren hinein in das Dunkel gezerrt worden, ohne daraus wieder hervorkommen zu können.

Zumindest nicht aus eigener Kraft.

Die Mühle war der Frau bekannt. Wie oft war sie schon an ihr vorbeigegangen und früher auch an ihr vorbeigefahren, doch heute

sah sie das alte Bauwerk mit anderen Augen an.

Das Mühlrad stand still, es war zerbrochen. Im Vergleich zu den mächtigen Flügeln kam sich Helga Stolze sehr klein und gering vor, und als sie an ihnen hochschaute, da entdeckte sie auch dort die Zerstörungen.

Einige Sparren hingen nur mehr als Fragmente fest.

Sie hatte auch die schlimme Vorstellung gehabt, daß jemand ihre Kinder an diese Flügel gefesselt hatte, um sie so zu quälen, das aber war zum Glück nicht eingetroffen.

Unbeweglich standen sie an der Mühle, wie die starren Totenarme eines Monsters.

Vor der Tür blieb sie stehen. Es war ein völlig normaler Eingang, an dem sich nichts verändert hatte. Der Schmutz klebte an ihm und auch am Mauerwerk fest. Sie hatte einige Fenster gesehen, bei denen die Scheiben kaum einen Durchblick zuließen. Es war eine Mühle, aber für Helga Stolze hatte sie sich in ein gewaltiges Grab verwandelt.

War die Tür offen?

Sie wußte es nicht. Sie hoffte es, auch wenn sie plötzlich im Innern den Tod vor sich sah.

Der Tod begrüßte sie nicht. Dafür eine graue Finsternis, die nur dort aufgehellt wurde, wo etwas Tageslicht durch die schmutzig grauen Scheiben sickerte.

Helga Stolze hatte sich durch den Spalt gedrängt und war sehr bald stehengeblieben. Die Tür ließ sie offen, als sie in die ihr leer vorkommende Mühle hineinlauschte, aber nichts hörte.

Nicht ihre Kinder, auch nicht diesen Fremden. Im Innern war es still. Die Wände schienen diese Stille aufgesaugt zu haben, und nicht ein geflüstertes Wort war zu hören.

Mit der Schulter drückte sie die Tür wieder zu.

An ihrem ersten Eindruck veränderte sich nichts. Wo immer sie auch hinschaute, dieser Raum hier unten blieb einfach leer. Nichts war zu sehen. Es gab keine Bewegung. Nicht mal eine Maus oder eine Ratte kroch über den schmutzigen Boden.

Staub lag nicht nur dick auf dem Boden, er schwebte auch in der Luft, als traute er sich nicht, sich schnell wieder zu senken. Und sie stellte noch etwas fest.

Auf der Staubfläche zeichneten sich Spuren ab. Unterschiedlich große Fußabdrücke, zu denen sie auch die ihrer Kinder zählte. Ein Abdruck eines Erwachsenenschuhs war ebenfalls vorhanden.

Helgas Herz schlug schneller. Der Atem stockte ihr.

Sie wischte über ihr Gesicht, fing an zu zittern, denn was sie vor sich sah, war der Beweis. Die Kinder waren in diese verdammte Mühle hineingelockt worden, und sie mußten irgendwo stecken.

Wahrscheinlich nicht hier unten, denn die Spuren näherten sich einer

Holzstiege, die an der rechten Seite mit einem ebenfalls hölzernen Geländer versehen war.

Vor der Stiege blieb Helga Stolze stehen. Sie wußte jetzt, daß der entscheidende Weg vor ihr lag, und dieses Wissen sorgte bei ihr für weiche Knie.

Sie war alles andere als eine Maschine. Sie reagierte wie ein Mensch, und Menschen haben nun mal Angst.

Aber ich muß da hoch! sagte sie sich. Ich muß es. Schwerfällig bewegte die Frau den rechten Arm zur Seite, um die Hand auf das Geländer zu legen, wo sie auch blieb, denn Helga braucht die Stütze jetzt. Ihre Gedanken schlugen wahre Purzelbäume. Alles ging in ihrem Kopf wirr durcheinander, und Helga fragte sich, was geschehen würde, wenn sie die Treppe hochstieg. Von oben hörte sie nichts. Waren die Kinder schon tot? Würde sie die Leichen finden? Der Gedanke daran ließ sie beinahe verzweifeln und wieder an den Rückweg denken, aber ein fremdes Geräusch machte sie erneut aufmerksam. Da oben war jemand.

Sie hörte leise Tritte. Da wurden Füße sehr vorsichtig gesetzt, und Helga rechnete damit, daß dieser Unhold plötzlich am oberen Rand der Treppe erscheinen würde. Er brauchte nur nach unten zu sehen, um sie zu entdecken. Das wiederum konnte sie auf keinen Fall riskieren. Sie mußte sich einfach zurückziehen, obwohl sie die Mühle selbst nicht verlassen wollte. Ein Königreich für ein Versteck. In die Erde kriechen oder wie auch immer. Aber das würde ihr nicht gelingen, so mußte sie es anders versuchen.

Ihr fiel etwas ein.

Sie hatte auf dem Weg zur Treppe die Umrisse einer alten Truhe gesehen. In der Erinnerung kam sie ihr groß genug vor, um als ein Versteck dienen zu können.

Helga Stolze zögerte nicht. Das Gefühl sagte ihr, daß Richtige zu tun, wenn sie sich in der Truhe verbarg, und so leise wie möglich ging sie zurück.

Sie tauchte unter, denn in relativer Türnähe war die graue Dunkelheit dichter.

Neben der Truhe blieb sie für einen Moment stehen. Sie lauschte auch nicht mehr in die Höhe, ob der Verfolger bereits die Treppe erreicht hatte, jetzt ging es um sie.

Wenn der Deckel geschlossen war, blieb ihr nur mehr die Flucht, weil sie nicht glaubte, eine Chance gegen den Unhold zu haben. Mit beiden Händen faßte sie zu, ihr Gesicht verzerrte sich, und einen Augenblick später atmete sie auf, denn der Deckel ließ sich in die Höhe schieben, und unter ihr tat sich das Loch der Truhe auf. Es war leer!

Beim Einsteigen in ihr Versteck hielt sie den Deckel fest. Kaum spürte sie den Boden der Truhe unter sich, duckte sie sich.

Den Deckel stemmte Helga noch immer ab. Aber er senkte sich, als sie den Arm anzog. Dann war er geschlossen. Die Frau hockte geduckt in ihrem Versteck. Sie konnte nicht hochkommen, schon bei der geringsten Bewegung stieß sie gegen den Deckel. Völlige Finsternis umgab sie.

Von einer normalen Luft konnte man in ihrer Umgebung nicht sprechen.

Was sie da einatmen mußte, war ein alter Gestank. Einen Inhalt hatte sie in der Truhe noch nicht ertastet. Nicht mal alte Lumpen. Der Boden war leicht feucht, das war deutlich zu spüren. Um Luft zu sparen, atmete sie flach und nur durch die Nase. Es fiel ihr schwer, sich ruhig zu verhalten.

Das Wissen darum, wo sie sich verborgen hielt, machte ihr schwer zu schaffen. Platzangst überkam die Frau außerdem.

Auch dachte sie an eine zweite Gefahr.

Es war längst nicht sicher, daß der andere sie nicht gesehen hatte. Wäre er denn sonst auf die Treppe zugegangen? Bestimmt nicht. Es konnte durchaus sein, daß er Bescheid wußte, und so wartete Helga mit klopfendem Herzen auf ihn.

Noch war es still in ihrer Enge, aber diese Stille hielt nicht sehr lange an, denn sie wurde von außen durchbrochen, als sich der Mann näherte, der bereits die Treppe hinter sich gelassen hatte.

Er kam nicht schnell, aber mit einer schon tödlichen Regelmäßigkeit näher. Helga hörte wie er die Füße aufsetzte. Der Holzboden leitete den Schall weiter.

Das konnte sie sich nicht vorstellen. Zudem war sie übernervös. Ihr Herz schlug heftiger als sonst. In der Truhe wurde es von Sekunde zu Sekunde wärmer. Es gab keine Stelle mehr an ihrem Körper, wo nicht der kalte Schweiß lag.

Frau Stolze mußte geduckt hocken, aber sie hielt den Kopf leicht zur linken Seite gedreht und schielte dabei in die Höhe, als wollte sie dort am unteren Rand des Deckels etwas Besonderes entdecken.

Die Laufgeräusche blieben.

Sehr gut waren sie zu verfolgen. Durch die Seitenwände der Truhe bekam sie alles mit, auch die lauten Atemgeräusche.

Er war sehr nahe.

Noch näher. Dann Stille.

Jetzt wurden die Sekunden zur Qual. Helga Stolze hockte in ihrem Gefängnis und wagte nicht mal, den Mund zu öffnen, um tief einzuatmen.

Was würde der andere tun? Weitergehen? Vielleicht die Tür öffnen, um nach draußen zu schauen? Und wo blieben John Sinclair und sein Verbündeter?

Nichts geschah. Helga Stolze war und blieb auch weiterhin völlig auf

sich allein gestellt. Lange würde sie es in dieser Truhe nicht mehr aushalten können. Die Luft verbrauchte sich einfach zu schnell, und sie konnte sich einen elendigen Erstickungstod nicht vorstellen. Sie würde die Truhe verlassen, solange sie noch bei Kräften war.

Ein anderes Geräusch weckte sie aus ihren Gedanken. Und es hörte sich in ihrem engen Gefängnis furchtbar an, denn etwas schabte an dem Truhendeckel entlang. Als hätte jemand ein Messer angesetzt oder eine Nadel. Es waren Laute, die ihr durch Mark und Bein drangen. Sie konnte sich auch vorstellen, daß diese von starren Totenfingern abgegeben wurden, um eine unheimliche Musik zu schaffen.

Das Kratzen hinterließ auf ihrem Rücken eine eisige Gänsehaut. Sie verfolgte den Weg genau und stellte fest, daß es sich immer mehr auseinanderzog.

Es tendierte zu zwei verschiedenen Seiten hinweg und näherte sich den beiden Schmalseiten der Truhe.

Wie lange blieb sie noch geschlossen?

Das Warten wurde nicht nur zur Qual, es verwandelte sich in eine regelrechte Folter.

Luftholen!

Diesmal tief, auch wenn sie alt und verbraucht war. Sie mußte es einfach tun, sie konnte nicht anders. Helga bewegte sich auch, und im selben Augenblick bewegte sich auch der Deckel.

Hart zerrte ihn jemand in die Höhe! Zuerst drang der Schwall Luft in die Truhe hinein. Damit konnte die Frau kaum etwas anfangen. Sie wollte den Kopf anheben, aber eine andere Hand war schneller.

Die Finger gruben sich in ihr fettiges Haar. Sie drehten die Strähnen fest, und ein wilder, unkontrollierter Schmerz durchzuckte ihre Kopfhaut, als der Kopf in die Höhe gezerrt wurde.

Helga mußte die Bewegung mitmachen. Sie kam auch in die Höhe. Die Augen hielt sie wie unter einem Zwang weit offen, so daß sie die Gestalt sehen konnte, die sie aus der Truhe hervorholte.

Es war ein normal gekleideter, breitschultriger Mann, vor dessen Brust sie hochglitt. Noch sah sie sein Gesicht nicht, aber sie hörte die Stimme, die grollend klang, als käme sie aus den feurigen Tiefen der Erde.

»Hab ich dich endlich!«

Im nächsten Augenblick sah sie das Gesicht - und hatte Mühe, den Schrei zu unterdrücken. Obwohl es menschlich aussah, glaubte sie, in die Fratze eines Teufels zu starren, und sie wußte, daß weder sie noch ihre Kinder von einer derartigen Person Gnade zu erwarten hatten…

***

Silvia und Jens standen vor der zweiten Tür und hielten sich wieder

gegenseitig fest. Nur so konnten sie sich Mut machen, wenn sie ihn spürte und er sie.

Sie zitterten. Sie sprachen nicht. Sie starrten nach wie vor auf die Tür und hofften jetzt nicht mal, daß sie sich öffnete, denn die Geräusche dahinter waren schlimm. Jemand kam auf die Tür zu.

»Jetzt kommt er!« wisperte Silvia. »Ich spüre es…«

Jens sagte nichts. Er biß nur so hart auf seine Unterlippe, daß es schon weh tat.

Bewegte sich die Klinke? In der grauen Dunkelheit war es nicht genau zu sehen, obwohl sich zwei Augenpaare automatisch auf dieses Ziel konzentrierten.

Noch ein Schrittecho. Danach war es still. Auch die Klinke bewegte sich nicht. Sie hörten weder Atem- noch Schnaufgeräusche durch die Tür dringen, es blieb bei dieser bleiernen Stille, die aber nicht lange anhielt, denn abermals hörten sie das ihnen bekannte Geräusch. Jemand kam und entfernte sich wieder.

Die beiden Kinder warteten. Sie trauten sich noch nicht, etwas zu sagen, aber Silvia hielt es nicht mehr aus. »Verstehst du das?« hauchte sie ihrem Bruder zu.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Will er uns nicht mehr?«

»Scheint so.«

Der Junge wischte über seine Stirn. Er hatte die Lampe in seinen Hosengurt gesteckt. Der Kegel hinterließ auf dem staubigen Boden einen Kreis genau vor seinen Füßen. »Er geht tatsächlich weg. Man hört es deutlich.«

Silvia nickte nur. Sie wußte nicht, ob sie erleichtert sein sollte oder nicht.

Es war eine Situation, die beide Kinder noch nicht erlebt hatten. Sie konnten sich auch schwer vorstellen, daß es einzig und allein um sie ging, denn sie hatten diesem Fremden nichts getan. Sie hatten ihn nicht mal gekannt.

Sekunden vergingen, und Jens hatte sich überwunden. Er war bis zur Tür vorgegangen, wo er sein Ohr gegen das Holz gepreßt hielt, um zu lauschen.

»Hörst du was?« flüsterte seine Schwester. »Ja…«

»Was denn?«

»Pst!« Jens winkte ab, weil er sich unbedingt konzentrieren mußte. Die Geräusche nahm er tatsächlich noch sehr schwach wahr. Sie hatten sich verändert. »Er geht die Treppe hinunter!« meldete Jens leise.

»Warum denn das?«

Frag nicht so blöd! hätte Jens normalerweise gesagt. Doch jetzt verzieh er seiner Schwester alles. Er lauschte nicht mehr lange, kam wieder hoch und drehte sich um.

»Ob da jemand gekommen ist?«
»Wer denn?«
Silvia hob die Schultern. »Vielleicht sucht man uns. Mutti hat sich bestimmt Sorgen gemacht.«
Als Silvia die Mutter erwähnte, hatte Jens Mühe, seine Tränen zu verschlucken. »Nein«, murmelte er, »nicht die. Als wir gingen, war die Flasche noch halb gefüllt und…«
»Sie ist in der Nähe!«
Beide hörten die sanfte Geisterstimme, aber die Kinder wußten nicht, wer da gesprochen hatte. Deshalb schauten sie sich auch gegenseitig an, und Jens holte sogar seine Taschenlampe hervor, um Silvia anzuleuchten, die sofort den Kopf schüttelte.
»Ich bin es nicht gewesen. Ich habe nicht gesprochen.«
»Aber du hast die Stimme gehört?«
»Klar.«
»Dann hat es sie auch gegeben.«
Silvia nickte. »Ich weiß. Aber sie kam nicht von dort.« Sie wies auf die Tür. »Oder…?«
Diesmal hob Jens die Schultern. So schwer es ihm auch fiel, er bewegte seinen rechten Arm, um noch einmal durch den Raum zu leuchten, auch wenn der helle Schein dabei das weiße und verblichen wirkende Holz der Särge streifte.
»Sag doch was!«
»Es kam nicht von dort«, erwiderte Jens. »Ich habe die Stimme hier drinnen gehört.« Er wies gegen seine Stirn.
»Das ist blöd, aber so kam es mir vor, Silvia.«
»Mir auch.«
Beide schwiegen. Sie warteten darauf, daß sich der unbekannte Sprecher wieder meldete, und sie hatten nach einigen Sekunden tatsächlich das Glück, denn abermals wehte ein geisterhaftes Flüstern an ihre Ohren. An sie, wohlgemerkt, denn nun hörten sie die Stimme nicht mehr in ihren Köpfen. Sie sprach normal.
»Sie ist in der Nähe. Sie will euch holen! Aber es wird schwer werden. Ich kann sie nicht beschützen. Ich kann mich nur um euch kümmern, versteht ihr?«
Nein, die Geschwister verstanden nichts. Aber sie schauten dorthin, von wo die Stimme sie erreicht hatte, und das war irgendein Punkt an der Decke.
Dort blieb alles dunkel. Dann wurde es hell, weil der Junge hinleuchtete.
Schließlich faßte sich Silvia ein Herz. Sie hatte die Hände wie zum Gebet zusammengelegt, und ihre Stimme war kaum zu hören, als sie fragte: »Bist du ein Engel? Ein Schutzengel? Unser Schutzengel? Das mußt du sein. Ich habe oft zu dir gebetet. Das hat mir meine Mutti

immer gesagt. Wenn ich bete, wird mich mein Engel beschützen. Und beschütze auch bitte meinen Bruder, ja?«

Zitternd wartete das Mädchen auf die Antwort, die es tatsächlich bekam.

Nur konnte sie dem Text nicht folgen, denn im Prinzip war sie von ihm enttäuscht. »Ich bin nicht dein Schutzengel. Ich habe damit nichts zu tun, hört ihr?«

»Und wer bist du?«

»Eine Göttin, ja, eine Göttin. Eine Göttin, die aufpaßt, die Wache hält.«

»Hast du einen Namen?«

»Ja, den habe ich. Ich habe den Thron von einer anderen übernommen, denn ich bin die neue Mondgöttin.« Damit konnte keines der Kinder etwas anfangen.

Auch sahen sie nichts, denn die seltsame Mondgöttin hielt sich verborgen. Sie hatte sich bisher nur aus dem Unsichtbaren gemeldet.

Die Geschwister wußten nicht, was sie unternehmen sollten, doch sie brauchten nichts zu tun, denn in dem Raum fast in Reichweite, schimmerte eine hellere Insel auf. Silbrig und bleich, eben wie Mondlicht, das zudem aussah, als wäre es von feinen, hauchzarten Partikeln durchzogen. Es flimmerte, aber es blendete nicht, und inmitten des Scheins sahen die Kinder plötzlich eine Gestalt, die zumindest bei Silvia die Furcht zurückdrückte.

»Wie aus dem Märchen«, flüsterte sie. »Das ist jemand wie aus dem Märchen…«

***

Damit hatte sie gar nicht mal so unrecht. Sie und ihr Bruder wußten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten. Auf das Pferd, einen Schimmel, oder auf die Reiterin, ein wundersames Geschöpf, das für ein Leuchten in Silvias Augen sorgte, dann für sie war in diesem Moment das Märchen wahr geworden.

Eigentlich war die junge Reiterin nackt, und sie erinnerte etwas an eine Puppe. Ihr Körper war so ungewöhnlich hell, als wäre das Licht des Mondes zu einer festen Form zusammengepreßt worden. Sie war zwar hell, aber nicht durchsichtig, und sie war auch nicht völlig nackt, denn um ihre Schultern trug sie einen roten Umhang. Das Haar war glatt und trotzdem strähnig, so daß es ihren Kopf wie eine Perücke umgab.

Für einen Moment blieb sie auf ihrem Mondpferd sitzen, schaute die Kinder an, und diese schauten staunend zurück. Die Gestalt der Mondgöttin stand vor den beiden Särgen, so daß Silvia und Jens die bleichen Totenkisten nicht mehr sahen.

Die Mondgöttin traf Anstalten, vom Pferd zu steigen. Sie hatten ihren

roten Umhang bereits um den Körper gerafft, als sich Silvia traute, ihr eine Frage zu stellen.

»Hast du auch einen Namen?«

»Ja, den hatte ich früher, als ich noch zu den Menschen zählte. Da hieß ich Emily Creton. Aber das liegt weit zurück. Ich kann mich kaum daran erinnern. Aber ich habe einiges nicht vergessen. Damals habe ich die Schere genommen, heute besitze ich den Säbel, der mir eine große Macht verleiht.«

»Wo denn?« fragte der Junge.

Emily lächelte. Sie stieg vom Pferd, und als sie den Boden berührte, war kein Laut zu hören. Sie konnte sich tatsächlich so bewegen wie ein Schatten.

Sie stand da. Groß war sie nicht, aber größer als die Kinder. Den Umhang schlug sie für einen Moment in Höhe der Hüfte zur Seite und griff nach innen, wo sie etwas befestigt hatte. Die Hand umfaßte den Griff einer Stichwaffe, und mit einer geschmeidigen Bewegung zog sie einen glänzenden Gegenstand hervor, dessen Klinge die zuschauenden Kinder an gefrorenes Mondlicht erinnerte.

»Der böse Mann ist wieder gegangen?« sagte Silvia.

»Das weiß ich.«

»Warum bist du denn gekommen?«

»Weil ich euch retten muß. Weil ich euch nicht sterben lassen will. Weil ich nicht will, daß Kinder…« Sie sprach nicht zu Ende, überlegte kurz und sagte dann: »Ich habe wohl aus einem früheren Leben noch vieles gutzumachen, bevor ich vollkommen bin. Aber ich habe mich darauf eingelassen.«

»Vor wem willst du uns retten?« Silvia hatte in das feingeschnittene Gesicht geschaut. Es wirkte so ebenmäßig, als bestünde es aus perfekt bearbeitetem Metall. Die Lippen des Mundes waren mit einem weichen Glanz nachgezeichnet.

»Ich muß euch vor den Schatten retten. Vor seinen Heiligen, die ihn so lange beschützt haben.«

»Aber…«

»Keine Gegenrede, Silvia. Ihr habt sie bisher nicht gesehen, aber sie sind da. Er hat sie geholt. Sie warten darauf, daß er euch ihnen opfert. Er wird es tun. Er ist ein böser Mensch, der den Weg in eine böse Welt gefunden hat. Bleibt bitte hinter mir.«

Die Kinder nickten sich zu. Sie waren bereit, alles zu tun, was die seltsame Göttin wollte.

Die bewegte sich auf die Tür zu. Dabei hob sie ihren Säbel an und klemmte ihn in den Spalt zwischen Tür und Rahmen, etwa in Höhe des Schlosses, und sprengte die Tür aus dem Rahmen.

Die Kinder schauten in eine hellere Umgebung hinein. Sie sahen auch die schmutzigen Fenster mit ihren Grauschleiern, sie sahen den Boden,

und sie entdeckten die Schatten.

Schatten? Oder waren es Gestalten?

Beide Kinder konnte es nicht sagen. Andere hätten die Wesen mit Schlammmonstern verglichen, die aus einem Tümpel gekrochen waren, um sich in der Oberwelt umzuschauen.

Heilige waren sie für den Verbrecher.

Nicht für die Mondgöttin, die ihnen gegenübertrat, um sie zu zerstören…

***

Ich ging nicht mehr weiter, denn die Stimme war so intensiv zu hören, daß ich davon Kopfschmerzen bekam, und sie meldete sich, indem sie meinen Namen aussprach.

»So trifft man sich wieder, John Sinclair.«

Im ersten Moment fehlten mir die Worte. Dann fragte ich sie: »Wo haben wir uns denn gesehen?«

»Es ist schon etwas länger her. Damals, in Frankreich. Die leere Stadt, die Krypta der Toten…«

»Emily!« rief ich so laut, daß sich Harry Stahl verwundert nach mir umdrehte und ebenfalls stehenblieb.

»Ja, ich.«

»Die Mondgöttin.«

»Das bin ich jetzt.«

»Und was tust du hier? Es ist nicht deine Zeit. Wir haben Tag, Sonnenschein. Du läßt dich doch zumeist in der Dunkelheit sehen, denke ich mir.«

»Jetzt mußte ich kommen.«

»Warum?«

»Weil ich die beiden Kinder retten will.«

»Ja, natürlich, die Kinder. Hier drehte sich alles um die beiden Kinder.«

Ich wollte trotzdem auf Nummer Sicher gehen. »Redest du von Silvia und Jens?«

»Von welchen Kindern denn sonst?«

Ich sprach weiter. »Dann willst du sie vor Buzea retten?«

»Nein, nicht vor ihm. Andere sind wichtiger.«

Die Antwort enttäuschte mich. Ich hatte den Eindruck, so gut wie überhaupt nichts mehr zu wissen. Bisher hatten wir uns auf diesen Alfons Buzea konzentriert. Daß noch andere Faktoren eine Rolle spielen könnten, daran hatten wir nicht gedacht. Oder zumindest gewisse Folgerungen zurückgedrängt, die allerdings auf der Hand lagen, wenn ich mich näher damit beschäftigte.

Buzea handelte nicht allein. Hinter ihm stand jemand. Eine andere Kraft oder Macht. Eine, die ihn führte, die zudem von Emily, der

neuen Mondgöttin, erkannt worden war. Durch Harrys Informationen wußte ich, daß Buzea vom Satan gesprochen hatte. Wenn das stimmte, wollte sich die Person mit ihm anlegen.

Etwas viel für Emily.

Ich hatte rasch überlegt und wollte natürlich wissen, vor wem sie die Kinder retten mußte.

»Es sind die Schatten.«

»Wer?«

»Seine Helfer. Seine Heiligen. Er hat sie beschworen. Es sind dämonische Seelen aus einem dunklen Reich. Er spricht von den Schatten als Heiligen, von Resten seiner Geisterwelt.«

Diese Erklärung war mir etwas zu vage. Deshalb sagte ich: »Verschiedene Schatten sind mir bekannt. Ich denke an den Spuk, Herrscher im Reich der Dämonenseelen und der Schatten überhaupt. Sind diese Schatten aus seiner Welt freigelassen worden?«

»Nein, die kenne ich nicht. Seine Schatten, John Sinclair, nur seine, die durch ihn entstanden.«

Ich wollte es nicht glauben. »Er?« hakte ich nach. »Er soll diese Schatten geschaffen haben?«

»So ist es, John. Er hat sie geschaffen. Durch seine böse Phantasie konnten sie entstehen. Sie hat diese Schatten aufgebaut. Aber er will sie zu seinen richtigen Helfern machen. Sie sollen nicht mehr nur als Schatten existieren. Die Auswüchse seiner bösen Phantasie sollen wieder normal leben, und deshalb will er ihnen das Blut und letztendlich den Tod der Kinder geben. Es ist schlimm, aber die Regeln sind nun mal nicht anders.«

»Produkte seiner Phantasie. Seines Bewußtseins, das hast du doch gemeint, nicht wahr?« Ich war innerlich gespannt auf die Antwort, denn so etwas Ähnliches hatte ich schon einmal erlebt.

»So ist es. Sein Bewußtsein und seine Phantasie sind schlimm. Was er sich ausgedacht hat, das konnte entstehen. Er hat die Grenzen durch die Hilfe des Satans überschreiten können. Bisher gelang es ihm nur, Schatten herzustellen. Es sind Teile seines Bewußtseins. Er hat es sich ausgedacht…«

Meine Gedanken wanderten ab. Ich dachte einige Monate zurück an die Mitglieder des Höllenclubs und an einen gewissen Durand, der es geschafft hatte, das menschliche Bewußtsein vom Körper zu trennen, und es gewissermaßen auf die Reise zu anderen Zielen hin zu schicken.

Das Bewußtsein hatte dann von anderen Gegenständen Besitz ergriffen und es manipuliert. Das konnte ein Mensch sein, aber auch eine Wand, eine Pflanze, ein Baum oder ein Ball.

Ähnlich funktionierte es auch bei Alfons Buzea. Er stand über anderen Menschen. Er konnte sich auf Eigenschaften verlassen, die

ihm der Teufel mit auf den Weg gegeben hatte. Aber die Hölle gab nichts umsonst. Sie forderte immer. Sie war der Schrecken des Guten. Sie hatte auch von Buzea gefordert.

Kinder…

Ich kriegte einen trockenen Hals, als ich wieder an die beiden dachte.

Sie steckten in der Mühle, aber sie wurden nicht allein von Buzea bedroht, sondern auch von den von ihm geschaffenen Gestalten, und das wiederum ließ in mir die Angst hochsteigen.

Weshalb die Mondgöttin plötzlich eingegriffen hatte, war mir unbekannt.

Ich wollte den Grund auch nicht wissen, es zählte allein, daß sie etwas tat.

Der geistige Kontakt zu ihr war abgebrochen, aber ich sah sie trotzdem noch.

Dicht an der Außenwand der Mühle und auch in einer relativen Höhe schimmerte plötzlich ein Fleck. Silberfarbener Staub, winzige Spuren, die sich zusammengesetzt hatten und die Gestalt bildeten, huschten in das Mauerwerk hinein.

Dann sah wieder alles normal aus, und auch in meiner Umgebung reagierte jemand normal. Es war Harry Stahl, der sich den Kopf hielt, mich dabei anschaute und danach fragte, ob er einen Blackout gehabt hatte. »Wieso?«

»In den letzten Sekunden - verdammt, ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Ich habe den Eindruck, überhaupt nicht gelebt zu haben. Als gäbe es die Zeit nicht.«

»Es ist schon alles richtig. Wir müssen nur zur Mühle.«

»Wie willst du denn hinein?«

»Von vorn!«

»Was?!«

»Ja.« Ich war bereits unterwegs. »Warum denn das?«

»Vertraue mir, Harry, ich weiß was ich tue.«

So sicher, wie ich mich gab, war ich allerdings nicht. Ich konnte nur hoffen, daß Emily kein falsches Spiel trieb…

***

Helga Stolze hatte in ihrem Leben schon einiges durchgemacht und dabei wesentlich mehr Tiefen als Höhen erlebt. In diesen für sie schrecklich langen Sekunden war alles bisher Durchgemachte in den Hintergrund gedrängt worden. Der reine Horror hielt sie umklammert, eine tiefe Angst, die sie sogar daran hinderte zu schreien, und nur ein Stöhnen drang aus ihrem Mund, das auch verstummte, als sie verzweifelt versuchte, ihre Atmung unter Kontrolle zu bringen.

Alfons Buzea hielt noch immer ihre Haare fest. Er hatte sie wie ein Spielzeug aus der Truhe hervorgeholt, sie dabei zur Seite geschleift

und drückte sie nun mit dem Rücken gegen die Wand. Die Haare ließ er nicht los, aber er hatte den Druck etwas gelockert, und diese kleine Erleichterung empfand die Frau wie ein Geschenk.

Sie konnte ihn sehen, und sie mußte zugeben, daß sie sich so keinen Verbrecher vorgestellt hatte. Er sah eigentlich normal aus, auch dunkle Kleidung war normal. Der kurze Haarschnitt, das Gesicht, aber da waren die Augen, die so kalt und unnahbar wirkten. Zugleich auch gnadenlos, als wollten sie zeigen, daß es keinen anderen Ausweg gab, als eben den Tod.

Er kam mit ihr noch nicht zurecht, und das war ihr Vorteil, sonst hätte er sie schon längst umgebracht.

»Wer bist du?«

Helga wollte eine Antwort geben. Sie wußte, daß es besser war, wenn sie sprach, aber über ihre Lippen drangen nur mehr Versuche, die nichts anders als schlurfende Geräusche waren.

»Wer du bist, will ich wissen!« Er zerrte jetzt fester an ihren Haaren. Helgas Kopf schien in Flammen zu stehen. Die Schädeldecke wollte sich lösen. Die Tränen schössen wieder in ihre Augen, und Buzea stellte fest, daß er zu weit gegangen war. Wenn er Antworten haben wollte, durfte er die Person nicht foltern.

Er ließ sie deshalb los und schaute zu, wie Helga vor ihm zusammensackte. Die Wand gab ihr noch Halt. Zwischen ihr und dem Killer hockte sie sich nieder. Verloren und gedemütigt, am Ende ihrer Kräfte.

»Noch mal. Wer bist du?«

Sie flüsterte ihren Namen.

»Wer?«

»Helga Stolze.«

»Und weiter? Der Name sagt mir nichts. Ich kann damit nichts anfangen, verstehst du?«

»Ich - ich bin die Mutter.«

Buzea brauchte nicht lange zu überlegen. Seine Antwort bestand nicht aus Worten, sie glich zunächst einmal einem Kichern, das aber auch verstummte, als er seine Hand gegen die Lippen preßte. Schließlich nahm er sie wieder weg. »Nein, das kann ich nicht glauben. Das ist ja einmalig. Du bist die Mutter der beiden Bälger?«

»Ja.«

»Du hast sie gesucht, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Sie sind hier. Sie sind hier. Aber du wirst sie nicht mehr lebend sehen! Ich bin jetzt viel weiter als vor acht Jahren! Ich habe mein Bewußtsein gestärkt. Ich habe meine Phantasie in reale Formen umgesetzt. Ich habe mir die Heiligen selbst geschaffen, die ich anbeten werde. Und ich werde sie auch weiterhin aus ihrer Welt hervorlocken

und sie nicht mehr als Schatten leben lassen. Sie sollen durch das Blut der Kinder zu anderen werden. Sie sollen endlich Gestalt annehmen. Keine Schatten mehr, überhaupt nicht. Sie sind anders, verstehst du es?«

»Nein, nichts…«

»Ich werde erstarken, sie werden erstarken durch das Blut der unschuldigen Kinder.« Er hatte schneller gesprochen, sich in Rage geredet, und Helga, die von unten nach oben schaute, entdeckte in den Augen einen kalten, finsteren Glanz. Nur der Tod schaffte es, sich so zu zeigen.

Er war der Tod.

»Warum denn?« jammerte Helga. »Warum hast du das getan? Meine Kinder sind nett, sind lieb. Sie tun niemandem etwas zuleide. Warum hast du sie dir dann geholt?«

»Weil meine Heiligen durch ihr Blut Kraft bekommen werden, deshalb habe ich es getan.«

Helga hatte es gehört. Sie wiederholte es. »Durch ihr Blut«, flüsterte sie, »durch ihr Blut…«

»Ja!« Er lachte noch.

Für Helga war dies so etwas wie eine Initialzündung. Bisher hatte sie ihre Kinder in dieser verdammten Mühle noch nicht zu Gesicht bekommen, sie kannte nur den Entführer, der alles auf eine Karte gesetzt hatte. Das aber tat sie auch.

Die Frau wußte, daß sie dem Mann kräftemäßig unterlegen war. Das war nicht das Problem. Sie mußte sich etwas Luft verschaffen, und plötzlich wuchtete sie ihren Körper nach vorn. Sie fiel dabei sehr flach und hielt die Hände ausgestreckt.

Die Finger krallten sich am Stoff der Hose fest. Helga schaffte es, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie umklammerte die Beine mit beiden Armen, dann zerrte sie heftig daran.

Alfons Buzea hatte sich wütend freitreten wollen. Der Vorsatz allerdings kam zu spät. Plötzlich hatte er den Halt verloren und segelte durch die Luft.

Noch auf dem Weg zum Boden hörte er das Keuchen der Frau, die ihn nicht losließ. Die Beine hielt sie mit ihrer Armklammer fest, und es freute sie, als sie den Aufprall hörte. Buzea war hart aufgeschlagen. Mit dem Hinterkopf hatte er die Kante der Truhe nur um wenige Millimeter verfehlt.

Ihr großer Wunsch war nicht in Erfüllung gegangen. Buzea war nicht bewußtlos geworden. Er hatte sich noch mit seinen angewinkelten Armen abstützten können und die Aufprallwucht des Hinterkopfs ein wenig abgeschwächt.

Helga stand nach wie vor unter einem wahnsinnigen Druck, was auch an ihrem Atem zu hören war. Hechelnd drang er aus dem

offenen Mund.

Sie sah nur ihr Ziel vor Augen. Sie hatte den Weg einmal genommen, und sie würde auf ihm bleiben. Es reichte nicht, wenn dieses Schwein nur hingefallen war, Buzea mußte völlig ausgeschaltet werden.

Das wollte sie. In diesen Augenblicken war sie Mutter und Rächerin zugleich. Sie mobilisierte Kräfte, von denen sie gar nicht wußte, daß sie überhaupt in ihr steckten. Helga dachte einzig und allein an ihre Kinder.

Deren Leben mußte gerettet werden. Sie sollten kein Blut abgeben, sie wollte sie nicht als ausgeblutete Leichen vor sich liegen sehen.

Leider besaß Helga keine Waffe. Hätte sie ein Messer gehabt, hätte es ihr nichts ausgemacht, die Klinge in den Hals oder den Leib des Mörders zu rammen. So konnte sie nur hoffen, daß er angeschlagen genug war, um sich gegen sie nicht mehr wehren zu können.

Es wurde dämmrig. Er lag im Schatten. Die durch die Fenster dringenden Lichtflecken verteilten sich woanders auf dem Boden.

Trotzdem konnte sie das Gesicht des Mannes erkennen, das jetzt so verzerrt und in die Breite gezogen war, ein Zeichen, daß auch dieser Mann unter starken Schmerzen litt.

Sollte er. Sollte er nur. Auch sie hatte darunter gelitten, und ihre Kopfhaut brannte noch immer.

Obwohl sie den Mund geschlossen hielt, drangen böse Laute hervor.

Ihre Hände schlugen in die Kleidung des Mannes. Sie kroch seitlich an ihm entlang in die Höhe. Dabei passierte sie auch seinen rechten Arm und natürlich die Hand.

Am liebsten hätte sie die Klaue abgeschlagen.

Er wollte hoch.

Schon beim ersten Versuch reagierte Helga. Ihre Hand biß sich in der Kehle des Mannes fest. Die Fingernägel drangen bis ins Fleisch. Kleine Wunden entstanden, Blut sprudelte hervor, es näßte auch Helgas Finger, was ihr nichts ausmachte. Sie fühlte nicht mehr so wie sonst. Sie war zu einer anderen Person geworden. Rächerin und Beschützerin.

»Deine Augen!« sagte sie keuchend. »Ich werde dir deine verdammten Augen ausstechen! Mit meinen Fingern sollst du einen schrecklichen Tod haben, einen so schrecklichen, wie du ihn meinen Kindern angedroht hast, du Bestie!«

Sie mußte einfach reden. Es brach aus ihr hervor. Da waren die Dämme bei ihr gebrochen, und sie hob den rechten Arm an, als sie weit genug nach vorn gekrochen war. Dann krümmte sie die Finger und ließ die Hand für einen Moment über dem Gesicht des Mannes schweben.

Helga rammte nach unten. Direkt auf die Augen gezielt, in die spitze Finger wie Messer hineindringen sollten.

Da griff der andere zu.
Helga wollte es nicht wahrhaben.. Sie glaubte plötzlich an einen Traum.
Sie bewegte die Hand wieder nach vorn, das heißt, sie hatte das Gefühl, es zu tun, aber die Klammer um ihr Gelenk war einfach zu hart. So kam sie nicht weiter, und als sie den Blick senkte, da sah sie nicht nur ihr gekrümmte Hand, sondern auch das sich darunter abzeichnende Gesicht des Killers, dessen Ausdruck sich verändert hatte, denn der Mund zeigte ein hartes Grinsen, und in den kalten Augen las sie den Willen zum Sieg. Es war noch nichts passiert, er hielt nur ihre Hand fest, aber das sagte schon alles.
Es würde gewinnen. Er hatte sie doch geschafft, und sie merkte, wie sich der Druck um ihr Handgelenk immer mehr verstärkte, als wollte er ihr dort die Knochen brechen.
»Du schaffst es nicht!« versprach er ihr keuchend. »Du bist nicht gut genug. Keiner ist so gut wie ich. Es war ein Zufall, aber das ist vorbei, du…«
Blitzartig drehte er die Hand herum. Gleichzeitig bewegte er auch seinen Körper zur Seite, und Helga Stolze mußte die Bewegung einfach mitmachen. Sie rutschte zur Seite. Der umklammerte Arm brannte. Der Schmerzen schössen hoch bis in die Schulter, und sie hatte den Eindruck, als wollte er ihr den Arm brechen.
Dann lag sie auf der Seite - und er auf ihr.
Buzea wälzte sie auf den Bauch. Den Griff hatte er nicht gelockert, aber er hatte sich auch den anderen Arm der Frau geholt und ihn über ihrem Rücken verkantet.
»Jetzt habe ich beide!« Er knurrte und stieß eine finstere Drohung aus.
»Und ich werde dir beide gleichzeitig brechen. Du glaubst nicht, was du da erlebst und…«
In diesem Augenblick flog die Tür der Mühle durch einen wuchtigen Tritt weit auf…

***

Schatten - die Frau mit dem Säbel, die beiden Kinder, die zwar etwas erfahren hatten, aber nicht in der Lage waren, die Dinge genau in die Reihe zu bringen. So etwas hatten sie nicht erlebt, das paßte nicht in ihre Welt und in ihren normalen Tagesablauf hinein. Sie waren irgendwo gestört worden.
Nur Silvia dachte anders darüber. Während der Gesichtsausdruck ihres Bruders weiterhin eine gewisse Furcht zeigte, sah sie die Dinge aus einer anderen Perspektive.
Für Silvia, ein Mädchen mit viel Phantasie, war ein Märchen tatsächlieh wahr geworden. Sie hatte immer an das Gute geglaubt, an

die gute Fee, die gute Prinzessin, an die gute Königin oder auch an den guten Geist. Und den sah sie jetzt vor sich, denn die Frau mit dem Säbel vereinigte alles in einem.

Die Schatten waren da. Sie bewegten sich, aber die verschwanden nicht.

Sie sahen aus wie Wesen, die selbst Silvia noch nicht gesehen hatte.

Bösartige Phantasie- oder Märchengebilde, die aus irgendwelchen Höhlen gekrochen waren und sich nun ausbreiteten.

Aber Emily Creton stand ihnen im Weg. Sie, deren Körper ebenfalls leicht flimmerte und trotzdem sehr fest aussah, schwang ihren Säbel einmal über ihren Kopf.

Die Kinder hörten das Pfeifen der Klinge und plötzlich war ein Schatten in zwei Hälften geteilt.

Für einen Augenblick standen noch beide Teile wie vergessen in der Luft, dann explodierten sie lautlos oder lösten sich einfach auf. Der erste Schatten war verschwunden.

Jens und Silvia staunten. Sie taten selbst nichts. Sie schauten nur zu, und Silvia nickte. »Ja, das ist es. Das ist es doch. Die Fee aus dem Märchen beschützt die Kinder…«

Von unten her hörten sie andere Geräusche. Stimmen und dazwischen ein Keuchen.

Jens Stolze hatte den Eindruck, die Stimme seiner Mutter gehört zu haben, aber er wurde wieder abgelenkt, als Emily zuschlug. Diesmal schaffte es die Mondgöttin, mit einem Schlag gleich zwei Schatten zu vernichten. Wenn sie die Wesen berührte, dann schimmerte es für einen Moment an der Schnittstelle auf, bevor die Schatten für immer verschwanden. In der Luft zerfetzt, in den Boden gerammt und verschluckt, beides konnte stimmen, aber auch die Schatten wehrten sich.

Sie hatten es Emily zuerst leicht gemacht. Plötzlich aber waren sie weg, ohne daß die Mondgöttin auch nur einmal richtig zugeschlagen hätte.

Die Wesen reagierten selbständig, sie wußten genau, wenn sie sich zurückzuziehen hatten, und Emily, die sich auf der Stelle drehte, ließ den Säbel langsam sinken.

Sie schaute die Kinder an.

»Sind sie weg?« fragte Silvia.

»Ja, aber sie werden wiederkommen.«

Die Kinder kriegten eine Gänsehaut. Sie schauten sich ängstlich um, und Jens fragte dabei. »Wieso sind sie weg?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich glaube, es gehört Kraft dazu, sie in dieser Welt zu halten, und jemand hat diese Kraft nicht mehr.«

»Das ist Buzea«, sagte Jens.

»Heißt der Mann so?«

»Ja, er ist böse.«
»Wir werden zu ihm gehen.«
Zuerst wollten die Kinder protestieren, aber sie erinnerten sich daran, wie ihre neue Freundin mit den Schatten umgesprungen war, und sie vertrauten ihr. Synchron nickten sie ihr zu, und es war wieder der Junge, der ihr etwas zuflüsterte: »Ich glaube, du unten ist auch meine Mutter. Die Stimme - ich - ich habe ihre Stimme gehört - denke ich.«
»Wir werden schauen.«
Die obere Hälfte der Mühle war ausund umgebaut worden. Die drei Personen konnten den Flur entlanggehen, der an der breiten Holzstiege endete.
Durch die verschiedenen Fenster sickerte das Licht des Tages und malte helle Inseln auf den Staub des Bodens.
Die Mondgöttin ging voran. »Ich kann keine Kinder leiden sehen«, erklärte sie. »Ich habe in meiner Welt gespürt, wie schlecht es euch geht. Daß ihr in einer großen Gefahr schwebtet. Ich habe auch ihn gespürt, der sehr böse war. Er drang in die Welt ein. Er hatte schreckliche Phantasien. Er hatte aber auch die Kraft, um ihnen Gestalt geben zu können. Er nannte sie seine Heiligen, die er später mit Leben erfüllen wollte. Durch euer Blut sollte er ihnen das unheilige Leben einhauchen. Er hatte einen Weg gefunden, um das Böse in diese Welt zu locken. Aber der Satan darf nicht gewinnen, nicht gegen euch, nicht gegen Kinder…«
Die Mondgöttin hatte eigentlich mit sich selbst gesprochen, aber Jens und seine Schwester hatten jedes Wort verstanden. Nur war es ihnen kaum möglich, den Hintersinn dieser Sätze zu begreifen. Sie nahmen sie einfach hin, und das war am besten.
Fast gleichzeitig erreichten sie den Beginn der Stiege und konnten von diesem Platz aus nach unten schauen.
Silvia wollte etwas sagen, Jens vielleicht auch, denn beide hatten erkannt, in welch einer Lage ihre Mutter steckte, als sie erlebten, wie plötzlich die Tür aufgerissen wurde und zwei Männer in die Mühle hineinstürmten…

***

Ich hatte den Eingang buchstäblich aufgetreten und fühlte mich wie ein Motor, der auf höchsten Touren lief. Harry Stahl befand sich dicht hinter mir. Ich handelte rein automatisch, wie man es mir in der Ausbildung beigebracht hatte, was etwas an ein Filmdrehbuch erinnerte.
Nach dem Überschreiten der Schwelle war ich blitzartig nach rechts weggetaucht, die Beretta mit beiden Händen haltend.
Auch Harry erschien. Er drehte sich zur anderen Seite hin, und zwei Mündungen wiesen auf ein Ziel.

Der Mann drehte uns den Rücken zu. Er kniete dabei auf dem Boden.

Vor ihm lag Helga Stolze auf dem Bauch. Ihre Arme waren in die Höhe gezerrt und dabei leicht verdreht worden, als wollte er ihr die Knochen brechen.

Helga Stolze litt. Wir hörten ihr leises Jammern und Winseln, das Ähnlichkeit mit den Lauten eines verletzten Tieres aufwies.

Alles war sehr schnell abgelaufen, und wir hatten Buzea dabei überrascht. Als er den Kopf drehte, um nachzuschauen, blickte er zuerst Harry Stahl an.

Auf diesen Augenblick hatte der gute Harry gewartet. Er konnte den Triumph auf seinem Gesicht nicht unterdrücken. Das Grinsen lag dort wie hineingefräst, und als er den Mund öffnete, sprach er mit rauher Stimme.

»Laß sie los, du Hundesohn! Laß diese Frau los, Buzea! Stell dich wie ein Mann!«

Der Killer dachte nicht daran, der Aufforderung Folge zu leisten. »Du bist es?«

»Ja, ich bin es.«

»Was willst du? Auch sterben?«

»Ich bin gekommen, um dich zu holen.«

»Glaubst du, daß du es schaffst?« Er drehte an den Armen der Frau, und deren Schrei löste meine Zunge.

»Buzea, gib auf!«

Diesmal hatten wir ihn tatsächlich überrascht. Eine fremde Stimme, die zudem aus einer anderen Richtung ertönte, damit hatte er nicht gerechnet, und er drehte den Kopf.

Er sah mich und meine Waffe!

»Laß die Frau los!«

»Warum?«

»Ich schieße!«

Zwei, drei Sekunden stand die Drohung zwischen uns. Die Mündung zielte auf seinen Kopf, und Buzea nickte schließlich. »Ja«, sagte er dann. »Ich denke, ihr habt gewohnen.« Er ließ Helgas Arm los und breitete seine aus.

Frau Stolze blieb auf dem Bauch liegen. Sie weinte leise. Ich hoffte, daß ihr diese menschliche Bestie nicht die Arme gebrochen hatte. Zuzutrauen war es Buzea.

»Und jetzt steh auf!« zischte ich.

Vielleicht wäre er dem Befehl nachgekommen, aber eine Kinderstimme störte ihn. Sie hallte durch die Mühle, und wir hörten ein einziges langgezogenes Wort.

»Mutti…«

Ich schaute nach rechts, Harry nach links. Die Mühle selbst war ziemlich düster. Es gab nur einen sehr fleckigen Teppich aus Licht und

Schatten, und er setzte sich auch dort fort, wo die Treppe begann und oben endete.

Dort standen die Kinder.

Das Mädchen und der Junge.

Und hinter ihnen ragte eine helle Gestalt auf, deren Anblick mir ein Lächeln entlockte.

Emily hatte es geschafft, die Kinder gerettet und sie unter ihren Schutz genommen.

Ob die Frau den Ruf ihres Jungen gehört hatte oder nicht, konnten wir nicht feststellen. Sie tat zunächst einmal nichts und blieb liegen.

Möglicherweise konnte sie sich auch nicht vorstellen, schon gerettet zu sein, erfahren würde sie es früh genug. Wichtig war jetzt noch Buzea, der aus der Bahn geworfen worden war. Den Anblick und auch Auftritt der Mondgöttin konnte er nicht einordnen. Uns hatte er vergessen.

Instinktiv beschäftigte er sich mit Emily und schrie ihr zu: »Wer bist du? Wo kommst du her?«

Sie gab ihm eine Antwort, und sie sprach dabei über die Köpfe der Kinder hinweg. »Ich stamme aus deiner Welt, du verfluchter Schänder. Aus einem Reich, in dem Träume entstehen, in dem die Phantasien der Menschen Gestalt annehmen und zumeist dort bleiben. Da gehören sie auch hin. Nur wenigen ist es vergönnt, wie Schattenkrieger Zebulon, in die Traumwelten einzudringen. Unpersonen wie dich darf es nicht geben. Phantasien können ruhig entstehen, aber sie sollen dort bleiben, wo sie hingehören. In den Traumwelten der Menschen. Da haben sie ihren Platz und nicht in der Wirklichkeit.«

Alfons Buzea lachte dreckig. »Wer immer du bist, du irrst dich. Ich habe es geschafft, die Welten zu verbinden. Der Satan hat mir die Macht gegeben. Ich habe lange, sehr lange warten müssen. Jahre, aber ich habe es geschafft. Es gibt die Verbindung zwischen der Wirklichkeit und der Traumwelt, und ich allein bin der Kanal. Ja, ich und kein anderer. Hast du gehört?«

»Ich weiß es.«

»Dann wirst du erkennen, daß ich die Macht bin.«

»Nein!« widersprach die Mondgöttin. »Weder du noch ich sind die Macht. Da gibt es andere, das kann ich dir sagen.«

»Wer denn?«

»Das Schicksal…«

»Ich habe es besiegt!« schrie er. »Meine Phantasien sind als Schatten erschienen. Ich habe mir meine Heiligen geschaffen und sie aus der Welt hervorgeholt.« Er streckte seinen Arm aus und wies mit dem Zeigefinger schräg in die Höhe. »Es gibt nur einen Sieger. Das sind meine Schatten und ich.«

Emily lachte. »Nein, es gab mal einen Sieger. Deine Schatten habe ich zerstört. Ich bin gekommen, um sie zu vernichten und die Kinder zu retten. Die Traum- und Phantasiewelt soll dort bleiben, wo sie hingehört. Das sieh endlich ein.«

»Die Schatten vernichten?« höhnte er. »Niemand kann die Schatten vernichten, denn sie sind keine Menschen. Sie sind anders, sie haben keine eigentliche Gestalt. Auch einer Person, wie du es bist, wird so etwas nicht gelingen.«

»Siehst du sie?«

Ich entspannte mich nach dieser einfachen Frage, denn sie hatte Buzea aus dem Konzept gebracht. Er schaute sich tatsächlich um. Er sah Harry Stahl, er sah mich, und er tat nichts, als sich Helga Stolze bewegte, um aus seiner Nähe zu kriechen.

Ein ratloser Mörder stand vor uns. Die Tür war nicht ganz zugefallen. Tageslicht drang in die Mühle, um sich ein Stück weiter auf dem schmutzigen Boden zu verlieren. Sollte Buzea an Flucht denken, konnte er sich diesen Gedanken abschminken. Unsere Kugeln waren immer schneller als er.

»Du hast verloren, Buzea!« erklärte Harry Stahl. Ich sah ihm an, wie gut ihm diese Worte taten. »Du hast verloren und keine Chance mehr, wieder Boden gutzumachen. Auf dich wartet der Prozeß und danach die Zelle, aus der du bis zu deinem Lebensende nicht mehr herauskommst, das weiß ich genau.«

Buzea war durcheinander. Er schwitzte. Er bewegte den Kopf. Er wußte nicht, auf was und wen er sich konzentrieren sollte, denn er war tatsächlich in eine Falle geraten.

Eingekreist!

Aber er gab nicht auf. Nach einem langen, schlürfenden Atemzug flüsterte er: »Ihr kriegt mich nicht, verdammt! Ihr werdet mich nicht kriegen. Ich weiß es. Ich werde euch vernichten, denn die Hölle steht auf meiner Seite!« Plötzlich löste sich ein schauriges Lachen aus seinem Mund, und dann sank er zu Boden. Es ging nicht schnell, er bewegte sich dabei ziemlich langsam, und er breitete auch die Beine aus, damit er eine möglichst gute Stütze bekam.

So blieb er knien.

Keiner von uns griff ein, weil wir darauf warteten, was er noch vorhatte.

Er würde versuchen, seinen letzten Trumpf auszuspielen, und darauf warteten wir.

Wir waren uns unserer Stärke bewußt, deshalb zeigten weder Harry noch ich auch nur die Spur von Furcht.

Er riß die Arme hoch. Über seinem Kopf faltete er die Hände zusammen und wirkte wie jemand, der seinen Gott anrief.

In Buzeas Fall aber war es kein Gott, sondern ein Götze. Da war es

der Böse schlechthin, dem er sein Flehen entgegenschickte. »Satan!« heulte Buzea auf. »Satan, ich bin es. Ich bin ich, ich… ich… ich…!«

Er wartete darauf, daß sich der Teufel zeigte. Ich wußte, daß er dies auch konnte und machte mich darauf gefaßt, ihm gegenüberzutreten.

Aber der große Dämon war feige, und ich konnte auch mein Kreuz steckenlassen.

Im Hintergrund hatte sich Helga Stolze wieder aufgerichtet. Allerdings blieb sie auf dem Boden sitzen, sie fühlte sich einfach zu schwach, um aufrecht stehen zu können.

»Satan…!« Der folgende Schrei glich bereits einem urwelthaften Heulen. Buzea riß die Hände wieder auseinander und ballte sie zu Fäusten.

Er stieß sie in die Luft, als wollte er irgendwelche Gegner schlagen. Für ihn mußte eine Welt zusammenbrechen, weil er von der Seite, auf die er gesetzte hatte, keine Hilfe erhielt.

Er wollte noch einmal schreien. Aber seine Stimme war dünn geworden.

Das Wort Satan fiel schon beinahe zu einem mitleidserregenden Jammern zusammen.

So kam er nicht weiter.

Dann beugte er sich vor. Die Arme waren ihm schwer wie Bleistöcke geworden, und er legte seine Hände flach auf den schmutzigen Boden. Er hatte verloren. Satan hatte ihn nicht erhört, denn der Satan mochte keine Verlierer.

»Es ist aus«, sagte ich laut und deutlich und ließ die Waffe sinken.

»Willst du ihm Handschellen anlegen, Harry?«

»Nichts, was ich lieber täte. Nur besitze ich keine.«

»Ich werde dir meine geben.« Bevor ich sie loshaken konnte, meldete sich die Mondgöttin mit einer hellen, schon klirrenden Stimme.

»Nein, es ist noch nicht vorbei, John Sinclair. Noch nicht…«

Sie hatte recht, denn alle Schatten hatte sie nicht vernichten können. Die restlichen wollten nicht in die Traumwelt zurückkehren. Sie waren einmal in der Wirklichkeit, und sie kümmerten sich um die Person, die sie hergeholt hatte.

Alfons Buzea brüllte plötzlich auf, und wir bekamen etwas mit, das uns den Atem raubte…

***

Die Schatten wollten sich rächen. Sie wußten, daß sie verloren hatten.

Das Blut der Kinder war ihnen entgangen, und sie hielten sich an denjenigen, der dies zu verantworten hatte.

Schatten haben Kraft, das sahen wir schon sehr bald. So wurde Buzea von ihnen in die Höhe gerissen, ohne daß ihn Hände oder Füße

umklammerten. Er schwebte plötzlich über dem Boden, die Schatten umtanzten ihn in einem wildem, flattrigen Reigen. Sie rissen und zerrten an ihm. Sie drehten ihn herum. Der Kopf wurde ihm so hart nach hinten gedrückt, daß es aussah, als sollte er abgerissen werden.

Aber er blieb mit dem Körper verbunden, und überhaupt fügten ihm seine eigenen Phantasiegebilde keine Verletzungen zu. Aber sie rechneten anders mit ihm ab.

Der Versager mußte seine eigenen aus der Phantasie entstandenen Kreaturen schlucken. Sie drangen plötzlich in seinen Mund ein, sie huschten durch die Nasenlöcher in seinen Kopf, sie drängten sich wie schwarzer Nebel in den Körper, und der Mann konnte nichts dagegen unternehmen. Er schwebte noch immer über dem Boden. Es sah aus, als hätten ihn unsichtbare Stifte festgenagelt.

Auch der letzte Schatten huschte in ihn hinein.

»Es wird Zeit, John!« rief Harry Stahl. »Der hat sich aufgeladen. Der wird zu mächtig.«

Ich konnte daran nicht so recht glauben, hob zwar die Waffe an, aber wo war das Ziel?

Sollte ich auf einen Schatten schießen?

Etwas Unglaubliches war während einer Sekunde geschehen. Da hatte sich ein Mensch in sein eigenes Phantasiegebilde verwandelt. Alfons Buzea war durch das Eindringen der Schatten selbst zu einem Schatten geworden, den nichts mehr an seinem Platz hielt, der aber auch nicht durch die Tür verschwand, sondern, wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, auf die Treppe zuhuschte.

»Die Kinder!« schrie Helga Stolze. »Mein Gott, die Kinder!«

Wir hätten sie kaum retten können, wenn er sie denn noch als Schatten hätte töten wollen.

Aber es gab noch eine andere Person.

Emily Graton, die Mondgöttin, schob Jens und seine Schwester in aller Ruhe zur Seite und ging selbst die ersten drei Stufen der Treppe nach unten.

Sie blieb stehen, als der Schatten die unterste Stufe erreicht hatte und die Stiege hochwischte. Er kam.

Die Mondgöttin wartete auf ihn mit einer Waffe, und sie schlug in dem Moment zu, der ihr amgünstigsten erschien. Von oben nach unten bewegte sich die Waffe. Das Ziel war nicht zu verfehlen. Die Klinge erwischte den Kopf, und sie schaffte es, den ehemaligen Killer in zwei Hälften zu teilen, die dann zu verschiedenen Seiten wegflatterten und plötzlich verschwunden waren.

Auch die Mondgöttin drehte sich um. Sie ging zu den beiden Kindern, streichelte sie, dann winkte sie uns mit ihrem Säbel zu, und wenig später sahen wir noch ein helles Flimmern. Es war der letzte Gruß vor ihrem Verschwinden.

Wir hatten es überstanden!

***

Harry Stahl hatte sich die Truhe als Sitzplatz ausgesucht. Er hockte dort, schüttelte den Kopf, hob die Schultern, wobei er immer wieder denselben Satz wiederholte: »Verdammt noch mal, verdammt noch mal, wie soll ich das meinen Vorgesetzten erklären, John? Was soll ich denen sagen? Die glauben mir kein Wort!«

»Wir werden es gemeinsam versuchen.«

»Wird wohl am besten sein.«

Ich hatte die Tür der alten Mühle, die jetzt ihren Schrecken verloren hatte, weit aufgezerrt, damit das helle Licht des Nachmittags in dieses düstere Haus hineingleiten konnte. Und für mich war es auch wie ein Symbol. Der Sieg des Lichts über die Schatten der Finsternis.

Helga Stolze wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie hatte sich ihre beiden Kinder geholt, hielt Silvia an der rechten und Jens an der linken Seite umschlungen. Sie weinte, sie küßte ihre Kinder, und sie lachte auch.

Dann schaute sie mich an. »Ich weiß nicht, was ich sagen und wie ich Ihnen danken soll, Herr Sinclair. Ihnen und Ihrem Freund. Ich bin völlig…«

»Dank?« fragte ich und schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht, daß Sie uns danken sollten. Was haben wir denn getan? Danken Sie jemand anderem. Einer Göttin, einer Traumfigur oder wie auch immer. Wenn Sie damit als Erklärung nicht zurechtkommen, dann denken Sie einfach daran, daß auch im wirklichen Leben die Märchen manchmal zur Wahrheit werden.«

»Ja, Mutti, das stimmt. Das ist richtig, was der Mann gesagt hatte«, meldete sich Silvia. »Ich habe immer daran geglaubt. Und jetzt habe ich es sogar erlebt…«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 932 »Grausame Zeit«